

Ernst Dronke
(17.08.1822 – 03.02.1891)
Polizei-Geschichten (1850)

ARMUTH UND VERBRECHEN.

»Unter den Verbrechern selbst giebt es Angeber von Profession, die sogenannten Vigilanten. Diese Vigilanten sind fast ohne Ausnahme früher bestrafte Verbrecher, welche gewöhnlich gar keine oder nur eine scheinbare Beschäftigung haben und als Spione im Dienst der Polizei stehen.« –

Der (Berliner) Publizist, Juni 1845, Nr. 6, S. 179.

In dem Kriminalgefängniß zu B. erhängte sich vor einiger Zeit ein Gefangner, der nach den Aussagen des Arztes und des Gefängniß-Inspektors an Schwermuth gelitten hatte. Die Geschichte dieses Unglücklichen, welche wir dem Leser hier erzählen, ist ein vollkommen wahres Ereigniß, und die folgenden Einzelheiten,

wobei wir nur die Namen verschweigen, werden vielleicht bei Manchem die Erinnerung an die handelnden Personen erwecken.

Fritz Schenk war ein Tischler.

Er hatte als Geselle lange Zeit bei einem der größten Meister in B. gearbeitet, und stand im Rufe eines ordentlichen Menschen und fleißigen und geschickten Arbeiters. Da er für Niemand weiter zu sorgen hatte, so reichte sein Verdienst eben zu seinen nothwendigen Bedürfnissen aus, und nicht minder wie bei dem Meister wegen seiner Brauchbarkeit, stand er bei den andern Gesellen wegen seines Frohsinns in Gunst.

Eines Abends war Fritz aus der Werkstatt auf die dunkle Straße getreten, als eine Karosse, die an einem andern Wagen vorüberfuhr, ihn streifte und zu Boden warf. Er erhob sich zwar alsogleich wieder, fühlte aber, daß sein rechter Arm plötzlich erschlafft war. Der Herr in der Karosse ließ bei dem Schrei, den der Handwerker unwillkürlich ausgestoßen hatte, halten und erkundigte sich, ob er Schaden genommen. Auch der Meister und die übrigen Gesellen kamen herzu, und als sie den Verwundeten in die Werkstatt führten, ergab sich, daß er den Arm zweimal gebrochen hatte. Der vornehme Besitzer der Karosse ließ seine Börse zurück, um die ersten Kosten der Heilung zu decken, und auf die Bemerkung des Meisters, daß Schenk der tüchtigste seiner Arbeiter sei, versprach er noch weitere Sorge für ihn zu tragen.

Schenk wurde in das Stadt-Krankenhaus gebracht, wo die langwierige Behandlung den an Thätigkeit gewohnten Arbeiter geistig und körperlich ziemlich bedrückte. Der Verursacher seines Unglücks bezahlte die Kosten seiner Pflege, bekümmerte sich aber nicht weiter um ihn, und nachdem Schenk endlich als geheilt entlassen worden war, glaubte er seiner Verpflichtung gänzlich quitt zu sein. – Als Schenk zu seinem Meister zurückkehrte, fand sich, daß es mit der Arbeit keineswegs mehr so wie früher fortging. In dem Arm war eine große Schwäche zurückgeblieben, und war er auch nicht gerade gelähmt und arbeitsunfähig geworden, so vermochte er doch nicht so anhaltend und schnell zu arbeiten, wie ehemals. Er sah, daß die Mitgesellen ihn, der sonst stolz auf seine Arbeit war, überflügelten. Er wurde mißgestimmt und sein Fleiß und seine Sorgsamkeit erlahmten mit der Lust zur Arbeit. Dazu kam, daß auch seine Verhältnisse eine neue Gestaltung bekommen hatten.

In dem Stadt-Krankenhaus hatte Schenk ein junges Mädchen, das seine Erziehung im Waisenhaus genossen, zur Wärterin gehabt. In der leeren Einsamkeit dieser Stunden war sie sein tröstender Engel gewesen, sie hatte ihn mit frommem, schwesterlichem Eifer gepflegt, und der junge Arbeiter fühlte sich durch ihr sitzames Wesen mächtig zu ihr hingezogen. Als er die Anstalt verließ, war ihm der Umgang bereits

zur nothwendigen Gewohnheit geworden. Er benutzte Sonntags seine freien Stunden regelmäßig, um sie zu besuchen, und die junge Wärterin verhehlte nicht, daß sie ihn mit Vergnügen kommen sah. Die Theilnahme, welche sie Anfangs für den Kranken gefühlt hatte, machte einem innigeren Gefühl Platz, und als Fritz seinen Heirathsantrag vorbrachte, hatte ihr Herz ihm längst schon das Versprechen der Treue gegeben.

Schenk hoffte dazumal noch, daß die Schwäche des Armes sich allmählig durch Wiedergewöhnung an die Arbeit verlieren würde, und dann hätten ihn ja seine Ersparnisse, seine Geschicklichkeit und sein zu dem Ziel verdoppelter Eifer vielleicht bald in den Stand setzen können, eine eigne Werkstatt anzulegen. Aber das Übel verzog sich nicht, und eine düstere Niedergeschlagenheit bemächtigte sich des Unglücklichen. Seine treue Verlobte verbarg ihren eignen Kummer über sein Mißgeschick und suchte ihn zu trösten und so viel als möglich mit Hoffnungen zu trösten, an die sie selbst nicht glaubte. Schenk konnte nicht anders glauben, als daß ihm unter solchen Verhältnissen eine trübe Zukunft bevorstand.

Der Meister mußte jedesmal in den stillen Monaten, wo es weniger Arbeit gab, einige seiner Arbeiter entlassen. So lange Schenk im Besitz seiner vollen Kraft und Thätigkeit war, hatte er nicht nöthig gehabt, um sein Unterkommen besorgt zu sein, jetzt machten ihn tüchtigere Arbeiter seinem Meister entbehrlich.

Der Mann war nicht hart gegen ihn gewesen. Er hatte Schenk von früher als einen brauchbaren, ordentlichen und willigen Arbeiter schätzen gelernt und wollte ihn wegen seines Unglückes nicht von sich stoßen. So lange er noch die Hoffnung hatte, daß der schwache Arm des Gesellen sich an die Arbeit gewöhnen würde, hatte er Nachsicht und Geduld mit ihm gehabt. Als sich jedoch diese Hoffnung verlor, vermochte er nichts mehr für Schenks Zukunft zu thun. Er stellte ihn in die zweite Klasse der Arbeiter, gab ihm nur geringere Arbeit, welche weniger Sorgfalt und Kraft erforderte, und beschränkte demgemäß seinen frühern Lohn. Schenk verlor dabei die Lust und Liebe zur Arbeit, denn er fühlte sich unverschuldeter Weise gedrückt. Der Meister machte ihm jetzt zum erstenmal Vorwürfe wegen Nachlässigkeit und wies ihn zu größerem Eifer an. Allein Schenk war überhaupt nicht mehr der alte. Seine Lage hatte ihn finster und mürrisch gemacht, und die Ermahnungen des Meisters fanden statt der gehofften Willfährigkeit einen verschlossenen, widerspenstigen Trotz. So kam es denn, daß bei der nächsten stillen Zeit der Tischler unter andern Gesellen auch Schenk von dem Meister entlassen und arbeitslos wurde.

Nach mehreren vergeblichen Versuchen, bei andern Meistern ein Unterkommen zu finden, entschloß sich

Schenk, seine Lage jenem reichen Manne zu offenbaren, der die erste Ursache seines Unglücks war. Er hoffte im Stillen, daß ihm jener den Grundstein zu einem selbstständigen Erwerb legen würde. Eine mittelmäßige Summe reichte hin, ihm eine Werkstatt zu gründen. Dann wollte er sich Gesellen halten, und wenn er auch selbst nicht viel zu arbeiten vermochte, so konnte er doch durch sein Geschick und seine Erfahrung die Arbeit leiten. Damit, so hoffte er, wäre ihm eine erträgliche Existenz geschafft gewesen, auf die hin er alsdann zu heirathen gedachte.

Der vornehme Herr hörte ihn gelassen an. Er schien wohl zu fühlen, daß er allein der eigentliche Quell des Mißgeschicks des Arbeiters war, betrachtete aber seine Vermittlung als eine Sache der bloßen Mildthätigkeit. Schenk wurde auf den folgenden Tag zurückbestellt, und als er sich zur bestimmten Stunde einfand, händigte ihm der Kassirer im Namen seines Herrn eine kleine Summe Geldes ein. Als Geschenk zur augenblicklichen Unterstützung war die Summe nicht unbedeutend, allein um Schenk, wie er gehofft hatte, in Stand zu setzen, sich eine Zukunft zu gründen, hätte es vielleicht des Doppelten bedurft. Schenk war daher angewiesen, das Geld allmählig zu verzehren.

Der Arme, der nach qualvollem vergeblichem Mühen rettungslos im Jammer seines Elends sitzt und täglich die Glücklichen im Glanz ihres ererbten Reichthums

sieht, giebt sich gewöhnlich den thörichtesten Hoffnungen auf den unwahrscheinlichsten, entferntest liegenden Zufall hin, welche die kaltblütigen reichen Spekulanten wahnsinnig nennen werden. Wenn der Arme seine letzte Hoffnung auf eine Nummer des Bankhalters setzt, so schilt ihn die gesunde Vernunft einen verächtlichen Thoren, indem sie ihm das Betrügerische und Unmoralische des Spiels auseinandersetzt. Der reiche Kaufmann, der in einer Handelskrise seinen ganzen Besitz verliert, wird gewöhnlich nur bedauert. Im Grunde aber läuft Alles auf dasselbe hinaus. In einer Welt, wo der Besitz das Höchste ist, spekulirt und spielt Jeder, je nach seinem Vermögen, und die gesunde Vernunft dessen, was man ehrlichen Handel nennt, ist nicht minder auf Betrug und Immoralität gebaut, als die Thorheit des Hazardspiels.

Als Schenk sein Geld allmählig verschwinden sah, gab er sich den unbestimmtesten Hoffnungen hin. Die Hoffnung verließ ihn nicht, aber er wußte eigentlich nicht, worauf er hoffte. Einmal wollte er sein Glück im Spiel versuchen, aber der Gedanke, daß er von dem Rest seines Geldes noch so und so viel Tage leben könne, während er hier vielleicht das Ganze auf einmal einbüßen würde, hielt ihn wieder zurück. Es war ihm immer, als wisse er fest, daß sich diese Lage doch noch ändern werde. Wenn er über die Straße ging, so blickte er immer rechts und links auf das Pflaster, als ob

er etwas Verlorenes suche. Diese Hoffnung war unsinnig, nicht wahr? Es war auch keine Hoffnung mehr, es war eine bewußtlose Träumerei, da ihm die Wirklichkeit nichts mehr bot. Bei einem bestimmten Lebensziel hätte er auch nicht nöthig gehabt, auf einen unbestimmten Zufall zu warten. Der Anblick der vornehmen sorgenlosen Vergnüglinge verursachte ihm ein Gefühl zorniger Bitterkeit, und er fragte sich jedesmal, was er denn gethan, daß er im Elend schmachten müsse, und was wohl jene gethan, daß sie aufgespeicherte Reichthümer verschwelgen dürften? Wenn ein Reicher seine goldgespickte Börse zog, blieb er unwillkürlich stehn, und sein Blick haftete begierig auf den glänzenden Münzen. Er dachte, daß diese Summe vielleicht hinreichen würde, ihm eine zufriedene Zukunft zu begründen, und eine leise Stimme fügte in seinem Innern hinzu: ein vorsichtiger Griff in solch eines Mannes Tasche, und du bist gerettet. Als er sich zum erstenmal auf diesem Gedanken ertappte, rannte er erschrocken, gleichsam um dem eignen Innern zu entfliehen, von dannen. Aber die Versuchung begann bald darauf wieder damit, daß sie ihm einredete: wenn Einer jener Leute solch eine Börse verliert, so wirst du sie doch aufheben und behalten; Jenen ruinirt sie nicht und dich rettet sie. Dann durchwogten und kreuzten sich die Gedanken weiter; der Begriff des fremden Gutes verlor sich allmählig in ihm, und wenn er darauf zurückkam, so wußte er ihn mit der Antwort zu bekämpfen,

daß er eben so viel Recht zum Leben wie jeder Andere habe, und daß sein Elend eben so unverschuldet, wie der ererbte Reichthum der Vornehmen unverdient sei. Zuletzt kam immer jener erste Gedanke zurück, und wenn er ihn noch nicht ausführte, so geschah es aus Furcht vor der Entdeckung und – weil er im Augenblick noch einen ganz kleinen Rest der erhaltenen Unterstützung besaß, weil die Noth ihn noch nicht gewaltsam dazu trieb. In seinem Innern war Schenk längst zum Verbrecher geworden, bevor und ohne daß er selbst wußte.

Eines Tages wurde Schenk in dem Hause, wo er in Schlafstelle lag, zu einem Manne beschieden, um eine Unebenheit am Fußboden auszuhobeln. Als er seine Arbeit beendet hatte und sich vom Boden erhob, war der Besitzer des Zimmers auf einen Augenblick hinausgegangen. Schenk sah mit einer Art ängstlicher Neugierde umher, während er die Rückkehr des Mannes erwartete. Da bemerkte er dicht am Ofen auf dem Boden eine Briefftasche. Daneben stand ein Stuhl, über den einige Kleider gebreitet lagen; augenscheinlich war die Briefftasche aus einem der Kleidungsstücke gefallen. Schenk lauschte einen Moment mit bangem Zögern, ob Niemand komme. Es war Alles still, und ängstlich vorsichtig hob er die Briefftasche auf. Als er sie eben geöffnet hatte, und nur den Rand einiges Papiergeldes sah, nahte sich von Außen der Schritt des Herrn.

Schenk wollte die Briefftasche rasch wieder zusammenklappen, aber die zitternde Hast ließ ihn im Augenblick das kleine Schlößchen nicht finden, und mit einem plötzlichen Entschluß schob er sie unter seinen Rock auf die Brust. Als der Mann eintrat, klopfte sein Herz heftig gegen das lederne Etui; es war, als wollten die Schläge das geraubte Gut von dort wegdrängen. Während ihm der Eigenthümer den Lohn für die Tischlerarbeit auf den Tisch zählte, stand er in fiebernder Angst vor Entdeckung und die Sohlen brannten ihm, den Ort seines Vergehens endlich verlassen zu können.

Zu Hause fand er, daß die Briefftasche nur eine Kleinigkeit an Geld enthielt. Er vermochte jedoch nicht, darüber zu rechnen, seine Gedanken waren einzig mit seiner bösen That beschäftigt. Die Folgen blieben auch nicht aus.

Als der Besitzer den Verlust seiner Briefftasche bemerkte, stieg in ihm sogleich der Verdacht gegen den Handwerker auf, da er sich des verlegnen und zweideutigen Benehmens desselben erinnerte. Der Polizeikommissair, der alsbald herbeigeholt wurde, begab sich nach der Kammer Schenks, und sein erster Blick traf gleich den Gegenstand der Nachforschung. Der Unglückliche hatte, von seinem Gewissen gefoltert, gar nicht daran gedacht, seinen Raub zu verbergen.

Schenk wurde alsbald verhaftet und später zu sechs-wöchentlicher Einsperrung verurtheilt.

Hatte in ihm schon das böse Bewußtsein seiner That die bittersten Gefühle erweckt, so wurde er während seiner Haft vollends von tiefster Beschämung und Reue ergriffen. Die Genossen, welche er hier fand, waren meist alte, mit Verbrechen vertrautere Gefangene, die den scheuen, in sich gekehrten Neuling mit der Jauche ihres Spottes übergossen. Schenk fühlte, wie sein Herz bei den rohen Späßen seiner in Sünde erzogenen Gefährten sich zusammenzog. Er gedachte mit Entsetzen, wie doch er auch denselben Weg dieser Unglücklichen bereits betreten habe, und die Zukunft, die er hier vor sich sah, erfüllte ihn mit verzweifelnder Angst. Der einzige Trost, der ihn noch aufrecht hielt, war seine Geliebte. Dies arme Wesen hing mit rührender Treue an ihm, und statt ihn in seinem Elend zu verlassen, hatte sie sich mit doppelter Hingebung an ihn angeschlossen. Ihr Herz blutete über das Vergehen und die beschämende Lage ihres Geliebten, aber sie duldete schweigend, ohne einen Laut der Klage zu äußern. Sie machte ihm keine Vorwürfe, sie redete ihm nie von ihrem Kummer, sie hoffte nur durch ihre Liebe ihn auf eine andere Bahn zu führen. Schenk wurde tief ergriffen von dem stummen Leiden dieser treuen Seele, und in stillen Stunden sagte er sich oft, daß er noch einmal Alles aufbieten wolle, um sich ein ehrliches Leben zu sichern, und wenn ihm dies nicht gelänge, lieber vom Leben als von der Ehrlichkeit zu lassen.

Die Sonne des Glücks schien noch einmal über den beiden Liebenden aufgehen zu wollen.

Schenk erhielt unmittelbar nach seiner Freilassung die Nachricht, daß eine alte Verwandte, deren er sich kaum erinnerte, gestorben sei und ihm ein paar Hundert Thaler hinterlassen habe. In dem befriedigenden Stolz des Gefühls, seine Vorsätze nun ausführen zu können, eilte er zu seiner Verlobten, und mit Thränen freudiger Hoffnung versprach er ihr jetzt, das Glück ihres Lebens durch kein Vergehen mehr zu trüben.

Schenk hatte kurz vorher, ehe ihn der Unfall mit seinem Arme traf, den Meisterbrief erhalten, und war Anfangs, weil ihm die Mittel zu einem selbstständigen Geschäft fehlten, später, weil ihn auch sein Gebrechen hinderte, noch bei seinem ersten Meister geblieben. Jetzt wurde eine Werkstatt eingerichtet, mehrere Gesellen wurden geworben, und als die Arbeit in Schwung gekommen war, fand endlich auch die Vereinigung der beiden Liebesleute statt.

Eine Zeit lang ging das Geschäft ganz gut. Die Gesellen waren tüchtige Arbeiter, Schenk verstand dem Gewerk wohl vorzustehen, und da es im Ganzen genug zu thun gab, so war auch der Verdienst leidlich vortheilhaft. Schenks Frau fühlte sich Mutter, und dies neue Band der Vereinigten erhöhte das friedliche Glück ihres Heerdes.

Allmählig aber stellten sich einzelne Sorgen ein.

Die Leute, welche bei Schenk arbeiten ließen, bezahlten nicht immer sogleich, und Schenk konnte sich die Kundschaft bei den vornehmen Leuten nicht dadurch verderben, daß er alsogleich sein Geld verlangte. Doch mußte er selbst seine Gesellen und das Material zur Arbeit regelmäßig bezahlen. Schenk war daher genöthigt, hin und wieder Schulden zu machen. Die unregelmäßigen Einnahmen ließen ihn nicht zur ordentlichen Einrichtung kommen, und es kam öfters vor, daß er das Geld, statt damit die kleinen Schulden zu bezahlen, in die Wirthschaft verwenden mußte. So wurde er allmählig immer verschuldeter, ohne es eigentlich selbst ganz zu bemerken.

Als seine Frau in die Wochen kam, war eben wieder stille Zeit unter den Tischlern eingetreten, und Schenk hätte bei den geringen Bestellungen zwei seiner Gesellen entlassen können. Aber die gesteigerten Bedürfnisse zwangen ihn zu verdoppelter Anstrengung, und statt die Arbeit der Zeit gemäß beschränken zu können, war er genöthigt, dieselbe auf eigne Gefahr fortzuführen und zu erweitern. Schenk arbeitete, was sonst nie geschehen war, öfters bis in die späte Nacht. Jeden Sonnabend Abend fuhr er dann mit den verfertigten Möbeln zu den Händlern, um ihnen seine Waaren zum schnellen Verkauf anzubieten. Sonnabends war die Zeit, wo er durchaus Geld einnehmen *mußte*. An diesem Tage erhielten die Gesellen ihren

Lohn, ohne den sie die Arbeit eingestellt haben würden, und gleichzeitig mußten auch die Bretterhändler bezahlt werden, da sie ebenfalls mit der Bezahlung nicht länger als eine Woche warteten und Schenk ohne sie kein Material zur Arbeit gefunden haben würde. So hatte er die doppelte Sorge, einmal seine Waaren regelmäßig bis zum Ende der Woche zu vollenden, und dann sie auch noch an den Mann zu bringen. Die Möbeldändler, welche die Lage der kleinen Meister sehr wohl kennen, nahmen die Anerbietungen Schenks gewöhnlich nicht sehr freundlich auf. Sie zeigten ihm ihre reichgefüllten Magazine, klagten über schlechten Absatz und Verdienst, und meinten, daß sie, ohne sich zu ruiniren, nicht noch mehr Kapital in ihr Geschäft verwenden könnten. Zuletzt boten sie ihm auf seine Waare einen so geringen Preis, daß Schenk trotz der drängenden Noth weiter ging. Aber je länger er umherzog, desto mehr schwanden seine Hoffnungen. Die anderen Händler beobachteten dasselbe Verfahren, Manche boten ihm noch geringere Summen, und Schenk war zuletzt genöthigt, seine Waare für einen Spottpreis wegzugeben. Bezahlte er dann seine Gesellen und die Bretterhändler, so blieb ihm kaum so viel, um das unumgänglich Nothwendige für die Wirthschaft zu beschaffen.

Auf diese Weise kam das Hauswesen immer mehr zurück. Die Frau kränkelte und vermochte ihres Zustandes wegen nicht mehr auf Ordnung zu sehen, die

Gesellen wurden laß oder arbeiteten wenigstens nicht wie früher mit Eifer und Liebe, der Hausmann, Bäcker, Schuhmacher und andere kleine Gläubiger drängten allmählig ernstlicher, und Schenk selbst verfiel durch all diesen Jammer in düstere Stumpfheit. Seine Seele erlag nach dem kurzen Traum des Glückes nur um so schneller dem Druck der hoffnungslosen Armuth, es ward wüst und leer in ihm, und selbst sein Äußeres fiel ab in Elend.

In einer stillen Nacht kniete der Mann vor einem ärmlichen Bett, und seine heißen Thränen rollten auf die abgemagerte Hand seines bleichen Weibes. Neben ihr regte es sich, und ein hinfälliges neugebornes Kind erwachte eben aus seinem ersten Schlafe. Der Handwerker sah mit einem starren Blick der Verzweiflung durch seine Thränen auf das kleine welke Geschöpf.

»Was wird *dein* Schicksal sein, du unschuldig Wesen!« grollte er bitter in sich hinein. »Was hast du gethan, daß du geschaffen werden mußtest? In Armuth geboren, in Noth und Elend zu leben, in Sünde vielleicht zu sterben! Was willst Du in der Welt? Wahrlich, es wäre besser, ich tödtete Dich in Deinem friedlichen Schlummer, bevor ihn das Bewußtsein Deines verfluchten Lebens zerstört!« –

Als die Arbeit dergestalt zu erlahmen begann, daß Schenk von dem Erlös kaum noch die Gesellen bezahlen konnte, mußte er sich endlich dazu entschließen,

einen derselben zu entlassen. Es war dies der Anfang eines immer größeren Verfalls. Die Arbeit wurde jetzt geringer und demgemäß auch der Verdienst des Meisters schmaler. Die Kränklichkeit der Wöchnerin, die stärkender Nahrung bedurfte, verlangte größere Ausgaben, und da Schenk Alles auf sie verwendete, oft ohne daß sie das Opfer selbst bemerkte, so mußten die übrigen Verpflichtungen zurückstehen. Demzufolge kündigte ihm zunächst der Hausmann, der seit längerer Zeit keine Miethe erhalten hatte, die Wohnung auf, und Schenk mußte noch zufrieden sein, daß ihm nicht sein kleines Besitzthum an Zahlungs Statt zurückgehalten wurde.

Sie bezogen jetzt eine ärmlich kleine Wohnung. Schenk arbeitete nur noch mit einem einzigen Gesellen und die Werkstatt bildete zugleich Wohn- und Schlafstube. Die kränkliche Frau und das hinfällige Kind litten indeß nicht lange unter dem Geräusch der Arbeit, denn ein halbes Jahr darauf stand dieselbe ganz still. Schenks Verdienst bei der angestrengtesten Thätigkeit war jetzt so gering geworden, daß er damit nicht einmal die nothwendigsten Existenzmittel bestreiten konnte. Einige Vorschüsse bei dem Bretterhändler und der Rückstand des Gesellenlohnes setzten ihn bald außer Brot.

Eine Zeitlang lief Schenk umher, um bei Andern Arbeit zu suchen, aber wie er auch flehte und seine verzweiflungsvolle Noth schilderte, sein Bemühen blieb

ohne Erfolg. Sein früherer Meister, an den er sich mit der Bitte wendete, ihm nur irgend eine geringe und grobe Arbeit zu geben, ließ ihn am härtesten an.

»Wenn es blos auf Euren schwachen Arm ankäme,« sagte er, »da wollte ich schon Nachsicht haben. Aber Ihr habt bereits einen Diebstahl begangen und einen solchen Menschen, der mir vielleicht meine Gesellen noch verführt, kann ich nicht brauchen.« –

Schenk trieb sich in düsterer Verzweiflung umher. Zuweilen erhielt er irgend eine zufällige Beschäftigung, einen Auftrag zum Lasttragen oder auch auf Tagelohn. Den kleinen Verdienst brachte er dann seinem Weib und Kinde, für sich selbst – erbettelte er das Brot. Er sank moralisch und physisch tiefer und tiefer in's Elend. Und dennoch, bei all diesem Jammer, den ihm das stumme Leid seines abgezehrten, zerlumpten Weibes und seines siechenden Kindes verursachte, bei all der gräßlichen Verzweiflung und all dem heißen, bittern Groll gegen die Gerechtigkeit der menschlichen Gesellschaft, die ihn zu diesem unverschuldeten Loos verfluchte, dennoch lebte er dies Leben drei lange Jahre lang. Drei Jahre! Wie ist doch die Zeit ein schlechtes Maaß für ein Menschenleben! Dem Reichen verfliegt in Lust und Freuden die Zeit so schnell, daß er am Sterbebett nicht weiß, wo sie geblieben ist; aber dem Unglücklichen war sie eine qualvolle Ewigkeit.

Eines Tages ging Schenk langsam in stumpfem Brüten durch die Gassen. Seine Frau, das arme liebende, dulddende Geschöpf, die nie über ihr Loos murrte oder nur seufzte, hatte ihm am Tage vorher sagen müssen, daß sie nicht das Geringste mehr zum Essen im Hause habe. Das Kind war lange krank gewesen und hatte jetzt vom Arzt eine Pflege verordnet bekommen, die die Armen seit Langem nicht mehr kannten. Endlich aber hatte der Hausmann Schenk beim Ausgehen angehalten, und ihm barsch ins Gesicht gesagt: daß er mit der rückständigen Mieth für die letzten drei Vierteljahre nicht länger warten könne; wenn er daher am folgenden Tage das Geld nicht erhalte, so müsse er die Familie aus dem Hause weisen und sich an ihrem Geräth bezahlt zu machen suchen. Das letztere war für den Unglücklichen die gräßlichste Drohung. Er hatte nach und nach die einigermaßen entbehrlichen Stücke aus seiner Wirthschaft in den Zeiten der höchsten Noth versetzt, und besaß nur noch ebensoviel, um mit Weib und Kind nicht auf dem harten Boden schlafen zu müssen. Wurde ihm auch das noch entrissen, so konnten sie zusammen elend in der Straße sterben.

Schenk ging aus, ohne zu wissen, wohin, und ohne Gedanken, wie er diesmal die augenblickliche Noth abwenden könne. Wer ihn jetzt sah, erkannte in ihm den früher fleißigen und ordentlichen Arbeiter nicht mehr. Sein Äußeres trug den Stempel der schauderhaftesten Verwahrlosung, die Kleider schlotterten ihm

schmutzig und zerlumpt am Leibe herab, seine tiefliegenden Augen waren glanzlos und stumpf, sein Haar wirr und struppig, und sein Gesicht zeugte von Entbehrungen und gräßlichem Elend. An der Ecke zweier Straßen blieb er einige Augenblicke vor der Ladhür eines eleganten Fleischerladens stehen. Während er mit heimlicher Lüsternheit die verlockenden, reinlichen Fleischwaaren betrachtete und an seine Armen daheim dachte, stieg eine plötzliche Versuchung in ihm auf. Die Thür war offen und der Laden leer. Sein Herz pochte in Unentschlossenheit, aber er wandte sich weg, und schritt langsam die Straße weiter.

In diesem Augenblick war ein Mann flüchtig an ihm vorüber gestreift. Einige Schritte weiter blieb derselbe plötzlich stehen, gleich als ob Schenks Gesicht eine Erinnerung in ihm hervorgerufen, und blickte ihm nach. Als er über die Person Schenks im Reinen zu sein schien, kehrte er um, und Schenk ward durch einen Schlag auf seine Schulter aus seinen trübsinnigen Gedanken aufgeschreckt.

»Guten Tag, Fritz Schenk! Kennst Du mich nicht mehr?« –

Der Angeredete starrte zu dem Andern in stumpfer Gleichgültigkeit auf. Der Mann, der vor ihm stand, war eine hohe breitschulterige Figur, ziemlich fein und modern gekleidet, und von einem auffallenden und erzwungen vornehmen Wesen. Damit stand freilich der Ausdruck seines Gesichts in keiner Übereinstimmung,

denn seine von einem dichten rothen Bart umzogenen Züge waren der Typus der niedrigsten Gemeinheit. Dieser Mensch hieß Wilhelm Fischer, hatte wegen Raubanfalls auf offener Heerstraße und verschiedener Diebereien mehrere Jahre im Zuchthaus und Gefängniß gesessen, und kannte Schenk aus der Zeit seiner Haft. Fischer hatte seitdem seinem frühern Treiben Valet gesagt, und einen Erwerbszweig ergriffen, bei dem er sich augenscheinlich ganz wohl befand. Er war, nachdem er zuletzt aus dem Gefängniß entlassen worden, zu dem Polizeichef gegangen, hatte ihm vorgestellt, daß er von seinem bisherigen Leben abstecken wolle, und gebeten, in irgend einer Weise verwendet zu werden. Der Polizeirath, der in Fischers ausgebreiteter Diebsbekanntschaft ein treffliches Mittel zur Entdeckung manches Verbrechens erblickte, hatte ihn in seine Dienste genommen und ihm den Auftrag gegeben, seine früheren Bekanntschaften fortzusetzen, und wenn er einen Anschlag erführe, ihn davon in Kenntniß zu setzen. Das war gegenwärtig die eigentliche Stellung Fischers. Dieser Elende begnügte sich jedoch keineswegs damit, die Absichten und Thaten seiner ehemaligen Genossen zu belauschen, sondern, um seinem Chef öftere Beweise seiner Thätigkeit geben zu können und sich in den Augen desselben hervorzuthun, spornte er auch selbst die Unschlüssigen an und machte ihnen nicht selten sogar die Anschläge, um die er sie nachher verrieth.

»Nun? Was starrst Du mich an?« sagte er zu dem Handwerker. »Kennst Du Will Fischer nicht mehr? Thust ja, als hätten wir nicht zusammen da –«

»Nun, Will Fischer,« erwiderte Schenk düster, »und was willst Du von mir!« –

»Was ich von Dir will, Du Tropf? Dich fragen, wie es Dir geht, nichts weiter. Und ich habe ein Recht dazu, denn ich bin ein alter Bekannter, und Du siehst nicht aus, als ob Du einen Freundschaftsdienst zurückstoßen würdest.«

»Ja, es geht mir schlecht genug!« murmelte dumpf der Unglückliche. »Keine Arbeit und kein Verdienst mehr, Gott weiß, wie das enden wird. Ich habe seit vorgestern nichts mehr gegessen!« –

»Komm mit,« sagte der Andere mit rauhem Mitleid. »Ich weiß da in der Nähe einen Ort für unser Einen, wo Du Dich füttern kannst.« –

Schenk folgte ihm mechanisch, ohne ein Wort zu sagen. Plötzlich aber blieb er stehen, sein Auge belebte sich, wie von einem glücklichen Gedanken beseelt, und er hielt seinen Gefährten am Arm fest, indem er ihn ängstlich forschend betrachtete.

»Will Fischer,« sagte er mit bangem Ton, »es geht Dir gut, ich sehe Dir es an. Du meinst es auch gut mit mir, denn Du willst mir eben zu essen geben. Hilf mir daher ganz – wenn Du kannst, leihe mir zehn Thaler. Ich muß morgen meine rückständige Miethe bezahlen, oder ich werde mit meiner Frau und einem kranken

Kinde nackt und bloß auf die Straße gestoßen. Ich bin verloren, Will, wenn Du mir nicht hilfst!« –

Will Fischer verzog sein Gesicht zu einem sonderbaren Lächeln und drückte seine Hände fest in die Taschen.

»So,« sagte er, »Du brauchst morgen zehn Thaler – *mußt* sie haben, wie man so sagt – unter jeder Bedingung.« –

»Ja, ich muß sie haben, unter jeder Bedingung. Ich weiß nicht, was ich sonst thun würde, aber den Jammer daheim würd' ich nicht erleben! Zehn Thaler, Will – es ist ja nicht so viel, und uns kann es jetzt retten. Gott wird es dir lohnen, Will!« –

»Ja, Gott wird es mir lohnen und der Teufel den Segen drüber sprechen. Ich könnte nachher sehen, wie ich's wieder einbrächte, und für Dich wär's auch nur auf ein paar Tage. Übrigens laß uns jetzt nur nach der Kneipe gehen, da können wir weiter davon sprechen. Ich habe zwar selbst das Geld nicht, vielleicht läßt sich aber noch anderer Rath schaffen.« –

Sie schritten wieder fort. Will Fischer führte den Handwerker durch mehrere kleine Nebenstraßen, bis sie zuletzt vor dem Schlußgebäude einer engen Sackgasse ankamen.

»Das da ist ein neues Bureau!« sagte er, auf das Kneipenschild über einer Kellerwohnung zeigend. »Es kommen oft tüchtige Kerle hieher, weil der Wirth *ehrlich* ist und immer einen geheimen Weg hinten über das

Wasser bauen kann. Wenn Du mich einmal suchst, so komme nur Abends in diesen Fuchsbau.« –

Sie traten die Stufen hinunter in den Keller, wo Fischer bekannt zu sein schien. Während er mit dem Wirth, dem Hehler der hier verkehrenden Diebsbande, im Winkel ein leises und angelegentliches Gespräch führte, hatte ein Mädchen Brot, Käse und Branntwein gebracht. Schenk goß die beiden Gläser mit jäher Hast hinunter und begann gierig das Essen zu verzehren.

»Nun, das muß ich sagen,« lachte Will Fischer, wieder herantretend, »dein Appetit wenigstens hat bei Deinem Leben nicht gelitten.« –

Schenk nahm schweigend den Rest des Essens, wickelte ihn in ein Stück Papier und steckte das Ganze sorgfältig in seine Tasche.

»Ich werde das meiner Frau bringen,« sagte er dann halb vor sich hin. »Sie wartet schon den ganzen Morgen, und es ist doch etwas.« –

»Deine Frau! So, so. Sagtest es ja auch zuvor schon. Kenn' ich sie vielleicht? Etwa eine Bekanntschaft von damals, als wir zusammen –«

Schenk warf einen zornigen Blick auf seinen Nachbar und stieß das leere Glas heftig auf den Tisch.

»Nun, ereifre Dich nicht!« begütigte der Andere sogleich. »War nur neugierig, wie es eigentlich mit Dir aussieht, seit wir auseinander gekommen sind.« –

»Wie im Himmel sieht's bei uns aus, wie im Himmel, Will,« erwiderte Schenk mit wilder Bitterkeit, »wir essen nicht und trinken nicht. Es ist ein herrliches Leben, man genießt die ganze Schöpfung, man hört die Vögel singen, man hat im Sommer die schöne Natur, im Winter das prächtige Eis, und braucht für Alles das gar Nichts zu bezahlen.

Ich erinnere mich, daß der Pfaffe mir früher sagte, es sei eine Gnade Gottes, daß wir geschaffen würden und leben dürften. Ich wollte das lange nicht einsehen, aber es ist doch wahr, es liegt nur an dem Einzelnen selbst, wenn er sich das Leben verkümmert. Das Leben ist doch umsonst, wozu sich da plagen und Sorgen machen? Es kömmt am Ende doch auf Eins heraus, ob man auf seidenen Kissen oder allmählig Hungers gestorben ist.« –

»Ich verstehe nicht, was Du da sagst,« antwortete Will Fischer. »Aber wenn Du schon verzweifelst, so thust Du Unrecht. Ich weiß eben was für Dich, was Dich auf lange Zeit herausreißen kann.« –

»Will!« rief der Handwerker plötzlich erregt.

»Laß mich los und mach' keine Flausen. Kennst Du das Landhaus drüben in Ch***?«

»Ich habe einmal darin gearbeitet.« –

»Desto besser. Es wollten ein paar tüchtige Kerle heut Nacht Besuch drin machen, aber der Wirth erzählt mir, daß sie's verschieben müssen, weil ihrer zu wenig

sind. Wenn Du dabei sein willst, kannst Du Dein Schäfchen scheeren und Deine Familie ins Trockne bringen.«

—

Schenk sah seinen Nachbar mit einem festen Blick an und sagte dann langsam:

»Stehlen also. Ich hatte noch nicht daran gedacht, und es liegt doch so nahe. Ich glaube, ich habe nicht einmal Muth dazu.« —

Der Polizeiagent schenkte die Gläser voll und erwiderte verächtlich:

»Es gehört freilich weniger Muth dazu, mit Frau und Kind zu verhungern. Übrigens hätten sie Dich vielleicht nur zur Wache gebraucht.« —

»Wenn ich sagte, daß mir der Muth fehlte,« versetzte Schenk, »so meine ich, daß ich nicht die Kraft hatte, den Gedanken zum Stehlen zu fassen. Es ist wahrhaftig weit gekommen. Und doch ist es wahr, das Einzige bliebe mir noch übrig. Ich werde mir's überlegen, Will.« —

Mit diesen Worten erhob er sich, fühlte in die Tasche, ob er das Essen auch noch habe, und wendete sich nach der Thüre.

»Wenn Du mir Bescheid bringen willst,« rief Fischer ihm nach, »so weißt Du, wo Du mich heut Abend findest.« —

Schenk wanderte in trübsinnigem Brüten durch die engen und schmutzigen Gassen des »schlechten Viertels,« jener Höhlen des Elends und des Verbrechens, wo die aus den Kreisen der herrschenden Gesellschaft verstoßene Armuth den Fluch ihres Daseins verbirgt.

In einer niedrigen, baufälligen Hütte kletterte Schenk eine Stiege hinauf, und befand sich hier – unter dem Dache – in der Behausung der Seinen. Bei dem Geräusch, welches sein Eintreten verursachte, erhob in der Ecke eine Frau ihren Kopf von dem Bettchen eines Kindes, wo sie dessen fieberhaften Schlaf belauscht hatte. Die Kleidung dieser Frau war mehr als ärmlich, und in den leidenden von Gram entstellten Zügen ihres Gesichts waren auch die letzten Spuren ihrer früheren Anmuth verloren. Das Aussehen des Zimmers stimmte traurig mit dem Ausdruck der Bewohner überein. Die Möbel bestanden außer dem Bettchen des Kindes in einem Stuhl, einer Kommode, welche zugleich die Stelle des Tisches versah, einem alten Kasten, welcher statt eines zweiten Stuhls ebenfalls zum Sitz benutzt wurde, und einer einzigen Lagerstätte: einem Strohsack, über den eine Decke gebreitet war. Auf dem Ofen des Zimmers wurde gekocht, – wenn es etwas zu kochen gab, und in diesem glücklichen Falle wurde die ohnedies dumpfige Atmosphäre des feuchten, an den Wänden schimmelnden Raumes vollends schwül und ungesund. Und doch wären die Unglücklichen auch in diesen Räumen zufrieden gewesen, hätten sie nur sich

und ihr krankes Kind vor der gräßlichen Qual des Hungers schützen können:

Bei dem fragenden Blick, den das matte glanzlose Auge seiner Frau auf ihn heftete, zog der Handwerker das Essen aus der Tasche und reichte ihr dasselbe schweigend hin.

»Du hast irgend eine Arbeit bekommen?« sagte sie lebhaft.

Schenk hatte sich auf den alten Kasten gesetzt und die Hände über das Knie gekreuzt. Ohne nur aufzublicken, erwiderte er nachlässig:

»Nein. Ich habe das von einem Bekannten aus meiner Gefängnißzeit gekriegt.« –

Die Frau hielt plötzlich mit Essen inne, und blickte erschrocken bei diesen Worten nach ihrem Manne hin.

»Fritz!« rief sie mit ängstlichem Ausdruck, »Du hast doch nicht –«

»Gestohlen, willst Du sagen?« antwortete Schenk mit erzwungenem Lachen, als die Frau inne hielt. »Noch nicht, mein Schatz, noch nicht. Nur eine Gelegenheit dazu hat er mir angegeben.« –

»Gott steh' uns bei, Fritz! Wie kannst Du nur solche Gedanken haben! Denkst Du nicht an uns, an das arme Kind –«

»Eben drum, eben drum! Grade weil ich an Euch denke,« sagte der Mann sich erhebend und durchs Zimmer schreitend. »Ich weiß auch wahrhaftig nicht, weshalb wir uns davor zu scheuen brauchten. Wir haben

ebensoviel Recht zu leben, als die Andern, und wenn sie uns unser Leben stehlen, so dürfen wir's doch wieder stehlen!« –

»Fritz, um Gotteswillen, führ' keine so lästerlichen Reden im Mund! Es ist eine Prüfung, die uns der Herr aufgelegt, wir müssen ausharren!« –

»Ja, unser ganzes Leben ist eine Prüfung, und wir sind nur dazu geboren, daß sich der Herrgott droben an unserm Todeskampf erlustiren kann. Drum sind auch die reichen Faullenzer geschaffen, für die die armen Leute schaffen und rackern müssen, ohne selber was davon zu haben. Die Reichen betrügen die Armen, und betrügen sich dann im Handel und Wandel wieder untereinander. Der Jammer muß sich von oben recht komisch ansehen.« –

»Gott verzeih' Dir die Sünde, Mann!« rief die entsetzte Frau.

Schenk, der fortwährend im Zimmer auf- und niederging, schlug eine grimmige Lache auf.

»Freilich, freilich! Die Sünde ist nur für uns. Wenn unser Einer stiehlt oder betrügt, dann ist's Sünde; wenn Einem aber der Kaufmann schlechte Waare auflügt, wenn die Kinder der Reichen unsere Kinder um das Glück des Lebens bestehen, dann ist's Recht und Ordnung. Wir müssen suchen reich zu werden, um nach Recht und Ordnung stehlen und betrügen zu können, so lange aber müssen wir's heimlich thun.« –

»Keinen Bissen esse ich von Deinem Sündenbrot!« rief die Frau, indem sie das Essen, welches sie bis dahin in der Hand gehalten, von sich warf.

Schenk ging eine Zeitlang schweigend durch's Zimmer. Als er endlich sah, wie seine Frau das Gesicht in die Hände verborgen hatte und leise in sich hineinweinte, trat er an sie heran, und sagte milder:

»Sei ruhig, mein Weib! Achte nicht auf das, was ich Dir gesagt habe, die Noth giebt Einem solch' verrückte Gedanken ein.« –

»Willst Du mir versprechen, Dir solch sündhaftes Zeug aus dem Sinne zu schlagen, und Dich nicht wieder mit dem elenden Diebspack einzulassen?« fragte die Frau, indem sie ihm ihre thränenbenetzte Hand reichte.

»Ich will Dir versprechen, immer nur an Dich und unser armes Kind zu denken,« erwiderte Schenk, ihr die dargebotene Hand drückend. »Ich will mich noch einmal an jenen reichen Mann wenden, durch den wir eigentlich so in's Unglück gekommen sind. Vielleicht erbarmt er sich, wenn ich ihm unseren Jammer schildere. Du weißt, daß wir morgen den Miethsmann bezahlen müssen, wenn wir das kranke Kind nicht einem elenden Ende aussetzen wollen.« –

In diesem Augenblick erwachte die arme Kleine. Schenk, der schon seine Mütze aufgesetzt hatte, näherte sich wieder dem Bettchen, und drückte einen Kuß auf die fieberglühenden Lippen des Kindes.

»Und doch wird Dein Ende Elend sein!« grollte er in seinem Innern. »Warum hab' ich Dich nicht bei der Geburt getödtet, bevor mein Herz Dich lieben lernte?!«

Dann versuchte er nochmals die geängstigte Frau zu trösten, – hatte er selbst wohl Trost? Der Anblick ihres wehmüthig resignirten Leidens preßte ihm fast das Herz ab, und schon seit langer Zeit suchte er sich, so oft es ging, von den Seinen zu entfernen, die ihm nur das Bild seines Jammers waren. Aber er küßte seine Frau innig und sagte beim Weggehn mit fester Ruhe:

»Es wird wohl noch gut werden!« –

Bei dem reichen Manne mußte Schenk diesmal geraume Zeit in der Hausflur stehen. Die gallonirten Bedienten kamen mit silbernen Schüsseln aus den Zimmern, und strichen an ihm vorüber, indem sie ihn aus dem Wege gehn hießen oder gar verächtlich zur Seite stießen. Anfangs hatten sie ihn, seines schmutzigen und zerschlissenen Äußern wegen, fortjagen wollen, zumal der Herr noch bei Tische saß, aber Schenk behauptete, dringlich mit dem Herrn sprechen zu müssen, und wollte lieber unter der beleidigenden Behandlung des Bedientenvolks ausharren, als sich seiner letzten Hoffnung begeben.

Nach Verlauf von anderthalb Stunden endlich ward er in einen Vorsaal gewiesen, wo er abermals eine Viertelstunde wartete. Er betrachtete mit ausdruckslosem Blick ein Gemälde, während seine Gedanken, ermüdet

und abgespannt, fern von dem Ort und dem Zweck seines Besuches waren. Als er aber im Nebenzimmer den Tritt des Herrn vernahm, schlug sein Herz plötzlich höher, und die Erinnerung an Frau und Kind richtete seine Sinne wieder ganz auf den einen Punkt, die Entscheidung seiner nächsten Zukunft.

Der gnädige Herr zeigte ein ziemlich geröthetes und aufgeregtes Gesicht, und schien im Ganzen guter Laune zu sein. Schenk trug ihm seine Verhältnisse mit zöger, verlegener Stimme vor, und bat ihn schließlich um eine Unterstützung von fünfzehn Thalern.

»Ihr seid ein Taugenichts, Schenk,« sagte der gnädige Herr, sich die Zähne stochernd. »Ihr habt keine Lust zur Arbeit, sonst würde es Euch nicht so gehen, wie Ihr sagt. Euch Geld geben, hieße Euch im Müßiggang bestärken, und man würde Euch zuletzt gar nicht mehr loswerden.« –

»Ach, gnädiger Herr, wenn mir die Leute nur Arbeit geben wollten, daß wir nothdürftig davon leben könnten, wie gern wollt' ich schaffen von früh bis in die Nacht!« erwiderte der Handwerker mit feuchtem Auge. »Versuchen Sie es mit mir, gnädiger Herr! Geben Sie mir Arbeit, wie Sie wollen, schicken Sie mich auf Botengänge, lassen Sie mich Holz hacken und Wasser tragen, ich will Ihnen das Geld wieder abarbeiten, und gewiß, Sie sollen mit meinem Fleiß zufrieden sein!« –

»Ja, ich kenne das! Als ich Euch damals das Geld gab, damit Ihr Euch herausreißen könntet, da habt

Ihr, statt zu arbeiten, das Geld durchgebracht und seid nachher wegen Diebstahl eingesperrt worden. Das wäre das Richtige, Euch in's Haus zu nehmen und Sachen von Werth anzuvertrauen!« –

»Gnädiger Herr!« sagte der Handwerker verletzt.

»Ah, Ihr wollt den Gekränkten spielen! Das verlohnte sich der Mühe! Ihr werdet das wohl schon öfters gehört haben, und ich verdenke es den Leuten gar nicht, wenn sie einem Taugenichts, wie Ihr seid, keine Arbeit geben.« –

»Gnädiger Herr,« erwiderte Schenk, sich aufrichtend, »hätte ich immer den vollen Gebrauch meines gesunden Armes gehabt, so wäre ich vielleicht nicht in die Noth verfallen, die mich zu dem Verbrechen verleitete!« –

»So! Ihr glaubt wohl ein Recht auf meine Unterstützung zu haben?« rief der vornehme Mann. »Da seid Ihr aber im Irrthum. Ich habe Euch pflegen und kuriren lassen, und noch Geld obendrein zu einem ehrlichen Geschäft gegeben. Damit Basta! Eure Halunkenreien zu unterstützen, habe ich wahrlich nicht nöthig. Jetzt scheert Euch Eurer Wege!« –

»Sie haben gar keine Verpflichtung gegen mich – ich weiß das,« sagte Schenk plötzlich, über die Wendung erschreckt, »ich wollte ja nur sagen, daß ich vor meinem Unglück zufrieden und ehrlich gelebt habe, und

daß ich gewiß wieder so leben würde, wenn ich ausreichende Arbeit hätte. Ich wollte Sie ja nur bitten, gnädiger Herr —«

»Nichts da! Ich habe es schon einmal gethan und es hat nichts bei Euch geholfen, so würde es auch jetzt nichts helfen. In ein paar Tagen wäret Ihr wieder so weit, und würdet wieder mit Betteleien kommen. Es ist besser, daß Ihr Euch von vornherein daran gewöhnt, selbst zu sorgen und zu arbeiten, statt daß Ihr durch Unterstützungen, die doch einmal aufhören müssen, im Faullenzen bestärkt und für die Zukunft verdorben werdet!« —

»Gnädiger Herr, nur dies eine Mal noch! Haben Sie Erbarmen mit meiner Familie!« —

»Ich gebe Euch mein Wort, daß ich nichts mehr für Euch thue, macht, daß Ihr fortkommt!« sagte der Gnädige streng.

»Meine Familie, Herr! Mein Weib und mein krankes Kind!« —

»Ich habe auch Familie und kann mich für Euch nicht aufreiben! 's ist auch zu Eurem eignen Besten. Ihr werdet arbeiten lernen! — Macht fort, macht fort! Ich sag' Euch, ich geb' Euch nichts!« —

»Sie sind Schuld, wenn wir elendiglich verderben, gnädiger Herr!« rief der Handwerker in Verzweiflung.

»Wollt Ihr Euch gleich zum Henker scheeren, Halunke, oder soll ich Euch hinauswerfen lassen? — Wird's noch nicht bald?« —

Schenk stand wie eingewurzelt, den verzweiflungsvollen Blick flehentlich auf den reichen Mann gerichtet, die Hände krampfhaft in einander gefaltet. Erst als der erbitterte Herr mit Heftigkeit an der Klingel riß, wendete er sich langsam nach der Thür und schritt hinaus auf die Straße.

»Daß Ihr mir diesen Kerl nicht wieder hereinlaßt, wenn er wieder kommt!« sagte der Gnädige zu seinem Bedienten.

Aber Schenk kam nicht wieder. Draußen vor dem Hause des Reichen stand er einen Augenblick still und murmelte in kochender Wuth, während er drohend die geballte Faust in die Höhe reckte.

»Möge mein Blut über Dich kommen, Du unbarmherziger Hund. Möge der Jammer meines Weibes und meines unschuldigen Kindes auf den Seelen der Deinen brennen, und Dein verfluchtes Geschlecht in derselben Noth und Verzweiflung verderben lassen!« –

Dann wendete er sich ab und schritt weiter, schnell und entschlossen, nach der Schenke, wo, wie er wußte, Will Fischer ihn erwartete.

Am andern Morgen erzählte man sich allenthalben von einer Diebsbande, die bei einem frechen, nächtlichen Einbruch von der Polizei ertappt und aufgehoben worden sei. Schenks Frau ängstigte sich noch nicht darüber, daß ihr Mann die Nacht über ausgeblieben war, denn er hatte sich öfters, um sein häusliches Leid

nicht zu sehn, in einer Kneipe eine Streu gesucht. Am Nachmittag aber kam der Hausmann, kündigte ihr in brutalen Worten das Schicksal ihres Mannes an und sagte, daß sie jetzt, wo sie ihm allein gar keine Garantie mehr biete, ungesäumt ausziehen müsse. Dann ließ er sie mit ihrer Verzweiflung allein.

Den Nachmittag über blieb die Ärmste noch in dieser Stätte des Jammers zurück. Sie saß vor dem Bett ihres Kindes, stumm und in sich gekehrt. Kein Laut der Klage entschlüpfte ihren Lippen, ihre Augen waren trocken, aber ihr Blick brannte auf die Züge ihrer schlummern- den Kleinen. Am Abend, als die Dunkelheit tiefer her- eingebrochen war, hing sie ihren Mantel um, nahm das Kind in den Arm und schritt durch die Gassen. Als sie am Quai angekommen war, machte sie Halt und zog ihr Kind noch einmal aus der Verhüllung des Mantels hervor. Das schwankende Licht einer entfernten Later- ne fiel auf die Züge der schlummernden Kleinen, und blitzte wieder in den perlenden Thränen, die jetzt heiß aus den Augen der Mutter rollten. Sie küßte die klei- nen Züge mehrmals fest und innig, und ihre Lippen bewegten sich, wie zum Gebet. Als das Kind sich dann leise zu bewegen begann, machte sie eine rasche Be- wegung und sprang mit ihm in den Fluß. — —

Schenk vernahm von dem Ende der Seinen nichts. Da sein Inquirent ein ausführliches Geständniß, na- mentlich in Bezug weiterer Mitschuldigen, zu erlangen

hoffte, so wurde er in einsamem, strengem Gewahrsam gehalten, und so konnte ihn das Ausbleiben seiner Frau nicht wundern. Aber der Gedanke an sie, die Hülflöse, Verzweifelnde, nagte gräßlich in seinem Innern. Zuweilen ergriff ihn eine plötzliche Angst, daß er hätte aufschreien oder weit, weit fortlaufen mögen, dann wieder verfiel er in den tiefsten Trübsinn. In einer Nacht fuhr er aus einem Traum auf. Die Angst jagte ihn ruhelos im Zimmer umher, und die hoffnungslose Verzweiflung seiner Lage ließ ihn seinem Zustande ein Ende machen. Er stieg auf einen Stuhl in der Nähe des Fensters, band sein Halstuch um den Hals, knüpfte dann die Enden fest an die Gitterstäbe des Fensters und stieß den Stuhl unter sich mit dem Fuße fort.

Als am Morgen der Gefangenwärter eintrat, hatte die gequälte Seele Ruhe gefunden.

Nachdem in jener Nacht des Einbruchs die Diebe glücklich eingefangen waren, hatte sich Will Fischer, im Voraus eines gnädigen Empfanges gewiß, seinem Chef präsentirt.

»Ihr seid ein brauchbarer Mann, Fischer,« sagte der Polizeirath, indem er ihm den Lohn auszahlte. »Dient mir so fort, und es soll Euer Schade nicht sein.« –

POLIZEILICHE EHESCHIEDUNG.

»Schließlich wird darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn sich ein Inländer im Auslande ohne die, mit kreisamtlicher Beglaubigung versehene, Zustimmung des Stadtrathes seiner Heimath verheirathet, die ihm angetraute Ausländerin und die mit ihr erzeugten Kinder ein Heimathsrecht in hiesigen Landen nicht anzusprechen haben.« –

Aus den Kurfürstl. Hess. Heimathscheiden.

»Die Eigenschaft als Preuße geht verloren: – – 4) bei einer preußischen Unterthanin durch deren Verheirathung an einen Ausländer.« –

Preuß. Gesetzsammlung; Ges. v. 31. Dez. 1842, Nr. 2320, § 15.

»Wie ich Euch sage, Frau Gevatterin! Wie ich Euch sage. Hat die gräulichsten, gotteslästerlichsten Dinge drucken lassen, glaubt weder an Gott, noch den Teufel, noch den König!« –

»Gott steh' uns bei, Frau Gevatterin!« –

»Wie ich Euch sage. Und heute Morgen ist der Kommissair gekommen mit vier Gensd'armen, hat ihm alle seine Briefschaften versiegelt, und ihn nach der Vogtei geführt.« –

»Was man nicht erlebt in diesen Zeiten! Dieser stille, magere Mensch mit dem Wassersuppengesicht, – ei, Du mein Gott, wer hätt's von dem gedacht, daß er einmal mit der Polizei zu thun kriegte!« –

»Hab's immer gesagt, Frau Gevatterin, sind Heimtucker, die Kerle. Jetzt sieht man's. Ein Kommissair mit vier Gensd'armen, und am hellen Tage durch die Stadt geführt!« –

»Ach, und die arme junge Frau mit ihren drei Kindern! Um die thut's mir leid, Gott verzeih mir's, nicht um den Mann, nicht im Geringsten. Aber es war so eine liebe, gute Frau, trug sich immer so nett und war so freundlich – Herr, mein Gott, was wird das für ein Schlag für die arme Frau gewesen sein!« –

»Ist aber selbst Schuld daran, Frau Gevatterin, warum hat sie sich mit so Einem eingelassen. Das Literatenvolk ist gar nichts werth. Aus aller Herren Ländern werden sie weggejagt, laufen in der Fremde herum, oder werden eingesperrt. Alle Wochen steht so eine Geschichte in der Zeitung, und erst neulich hab' ich gelesen, daß sie Einen auf sieben Jahre nach Magdeburg auf die Festung gebracht haben.« –

»Ei Du mein Gott, Frau Gevatterin! Auf sieben Jahre, das ist ja gräulich!« –

»Ja, und die Zeitungen sind immer voll von solchen Sachen. Die Polizei ist ihnen immer auf den Hacken, was kann da Gutes an den Leuten sein? Nicht einen Dreier geb' ich auf solch' einen Kerl.« –

Das Gespräch, welches wir die beiden Weiber auf der Gasse in K. eben führen hörten, bezog sich auf einen jungen Mann, Namens Paul. Derselbe hatte früher dem Studium der Theologie obgelegen und seine Prüfungen mit glänzendem Erfolg bestanden. Von der Kandidatur aber war er durch das Konsistorium in seiner Heimath zurückgewiesen worden, weil die in seiner Probepredigt ausgesprochenen Grundsätze als der herrschenden Richtung zuwiderlaufend erachtet wurden. Paul hatte von Haus aus nur ein kleines Vermögen besessen, und dies war durch seine Studien fast gänzlich erschöpft. Als ihm daher durch das Konsistorium die Aussicht auf eine Anstellung abgeschnitten ward, mußte er sich eine andere Existenz zu begründen suchen. Er verließ zunächst seine Heimath und begab sich nach K., wo er Gelegenheit fand, seine Thätigkeit auf literarische Arbeiten zu verwenden. Nach einem Jahre heirathete er hier ein junges, liebenswürdiges Mädchen aus den sogenannten gebildeten Ständen, der aus ihren einst glücklichen Verhältnissen nur ein geringes Kapital geblieben war. Indeß verschaffte dies und die Thätigkeit Pauls den beiden Gatten eine hinlänglich ruhige Existenz und ihr bescheidenes Glück ward lange durch nichts getrübt. Therese schenkte ihrem Gatten im Laufe der Zeit drei Kinder. Sie war eine schlanke hübsche Blondine, voll sittsamer, natürlicher Liebenswürdigkeit, die durch ihr einfaches Wesen Alle, die

ihr nahe kamen, fesseln mußte. Ihren Gatten liebte sie mit unaussprechlicher Hingebung, und die Kinder, auf welche Beide ihre ganze Sorgfalt wendeten, befestigten das innige Band des Paares immer mehr. Um diese Zeit erregte eine Arbeit Pauls – in welcher Art, ist hier gleichgültig – die Aufmerksamkeit der Polizei. Ganz wie oben die beiden Weiber erzählten, trat eines Morgens ein Polizeibeamter mit vier Gensd'armen in Pauls Wohnung, durchstöberte, obgleich Paul sich zu dem quästionirten Artikel bekannt hatte, alle Papiere desselben, steckte Briefe und Manuscripte ein und führte Paul mit sich fort. Therese gerieth dabei in die entsetzlichste Angst. Mit Thränen der Verzweiflung fiel sie dem Beamten zu Füßen und beschwor ihn, jede Garantie zu verlangen und ihr nur den Gatten zu lassen. Der Kommissair hob sie artig auf und sagte, daß er nur das Werkzeug einer höhern Macht sei.

»Übrigens,« meinte er beruhigend, »würde die Sache wohl nicht viel zu bedeuten haben.« –

In der That wurden auch die Besorgnisse Theresens – wenigstens für den Augenblick – bald zerstreut, denn nach Verlauf von einigen Stunden kehrte Paul von der Polizei zu seiner Gattin zurück.

Paul war ein Ausländer, ein Deutscher nämlich. Als er sich in K. verheirathet hatte, war er um Ertheilung des Bürgerrechts eingekommen, die Polizei aber hatte ihm den Bescheid gegeben, daß man gegen seinen

Aufenthalt in K. zwar nichts habe, ihm aber das Bürgerrecht vorläufig nicht ertheilen könne. Da die Gemeinden zur Aufnahme von Ausländern nicht verpflichtet sind, so hatte sich Paul damals bei diesem Bescheide begnügen müssen. Als er jetzt nach der Polizei gebracht wurde, nahm man einfach ein Protokoll über seine Verhältnisse auf; sein Antrag: wenn irgend etwas gegen ihn vorliege, ihn zur gerichtlichen Verantwortung zu ziehen, ward nicht beachtet. Das Warum? mag der scharfsinnige Leser selbst errathen. Statt dessen aber erhielt Paul nach einigen Tagen die polizeiliche Weisung, Stadt und Land zu verlassen.

Eine polizeiliche Ausweisung hat viel für sich. Es bedarf dazu weder eines richterlichen Erkenntnisses, noch einer gesetzlichen Vorlage, und doch erreicht man seinen Zweck zuweilen vollständiger, als durch eine vorübergehende Haft. Der Flüchtige, der nicht weiß, wohin er sein Haupt legen soll, gewinnt selten Zeit zu sogenannten Mißliebigkeiten. Faßt er dann auch in der Fremde Fuß, so hat er doch bald den richtigen Blick für die Verhältnisse seiner Heimath verloren, und ist mindestens für die lokalen Ereignisse der Gegend unschädlich gemacht, aus der man ihn vertrieben hat. In neuester Zeit hat man denn auch die mannigfachen Vorzüge solcher Maßnahmen wohl eingesehen, und in gewissen Ländern breitet man diese Erfahrung auch dahin aus, daß man mißliebige Beamte von einer

Stadt zur andern versetzt, ohne sie zu Athem kommen zu lassen.

Als Paul die polizeiliche Ausweisung aus Stadt und Land erhielt, antwortete er in einem Anflug von Humor, er würde binnen 5 Minuten dem Befehl nachgekommen sein. Er traf zu Hause noch einige Vorkehrungen, tröstete seine weinende Frau mit der Hoffnung, daß sie bald wieder vereinigt sein würden, und begab sich über die Grenze nach der Residenzstadt des benachbarten Landes. Aber der Empfang war hier nicht der erwartete. Wer einmal von der Polizei gezeichnet worden ist, kann einer steten Aufmerksamkeit von kleinlichen, berichtlustigen Polizeiseelen gewiß sein, denn wenn man irgend in deutschen Verhältnissen Einigkeit suchen dürfte, so wäre es in denen der Polizei. Paul wurde abermals verwiesen, oder erhielt vielmehr von vornherein keine Erlaubniß zum Aufenthalt. Ein Grund wurde ihm für diese Maßnahme nicht angegeben, aber man gab ihm zu verstehen, daß es wegen seiner Verweisung in K. geschehe; man wollte der Möglichkeit vorbeugen, in eine ähnliche Nothwendigkeit versetzt zu werden. Das nennt man eine Präventivmaßregel. Paul wollte zwar die Richtigkeit einer solchen nicht einsehen, und meinte, daß man demgemäß auch Jeden auf die bloße Möglichkeit hin, er könne einmal wahnsinnig werden, in ein Irrenhaus sperren dürfe, eine Sache, die doch noch nicht erhört sei: die

Polizei aber gestattete ihm, auswärts darüber nachzudenken, und transportirte ihn über die Grenze. Diese Geschichte wiederholte sich noch einmal, und wenn Paul nicht noch einige dreißig Mal ausgewiesen wurde, so lag das einzig darin, daß er endlich die Gelegenheit dazu vermied. Sein Gemüth wurde allmählig furchtbar erbittert, und es läßt sich schwer beschreiben, was in der Brust des Flüchtlings vorging, während er so gehetzt von Stadt zu Stadt zog. Aber er bedurfte der Ruhe, und wiewohl es ihm gar sauer erschien, beschoß er doch zuletzt, sich wieder in seine Heimath zu begeben, deren Verhältnissen er entfremdet worden war. Er begab sich also nach – Kurhessen.

Kurhessen ist ein schönes, deutsches Land. Es sind viel brave Leute da gestorben, wie z. B. der Bürgermeister Schomburg, viele auch nicht, wie die im vorigen Jahrhundert nach Amerika versendeten Soldaten. In Kurhessen ist Herr von Hassenpflug Minister gewesen, und Sylvester Jordan *nicht* geboren.

Als Paul in diesem Lande angekommen war, mietete er sich eine Wohnung, und schrieb seiner Frau, daß sie ihre Sachen ordnen und ihm mit den Kindern nachkommen möge. Therese wurde von ihren Einrichtungen fast zwei Monate zurückgehalten, da der Verkauf ihrer Möbeln, die Vermiethung der Wohnung und ähnliche Anordnungen ihr viel zu schaffen machten. Als

sie bei ihrem Gatten eintraf, war der Herbst eben angebrochen. Hier wurden die Anstalten indeß schneller besorgt und die wiedervereinigten Gatten begannen bald ihre Trennung in der freudigen Zuversicht auf eine ruhige Zukunft zu verschmerzen. Aber das Unglück, wenn es einmal ein Opfer erkoren, läßt sich so leicht nicht von der Spur bringen.

In Pauls Vaterstadt befand sich unter den Gemeindevorständen ein Mann, mit dem Paul zusammen die Schule und Universität besucht hatte. Die beiden Gespielen waren einander früh entfremdet worden. Paul hatte sich von Anfang an mit ausschließlichem Ernst seinen Studien zugewendet, während der lebhaft Konrad den Freudenbecher des ungebundenen Studentenlebens bis auf die Hefe genoß. Sie sahen sich dazumal schon selten. Ein tieferes Mißverhältniß entstand aber, als Paul in Folge eines Zusammentreffens mit einem andern Studenten sich weigerte, »loszugehen«. Konrad hielt ihn von da an für einen Feigling und Heimtücker, und wenn sich die früheren Jugendgespielen auf der Straße begegneten, gingen sie stumm an einander vorüber. Später verloren sie sich aus den Augen. Paul siedelte nach K., während Konrad in Staatsdienste trat. Er hatte in der Residenz einen mächtigen Verwandten, dessen Protektion ihn eine schnelle Karriere machen ließ. Gegenwärtig bekleidete er das oberste Gemeindeamt in seiner Vaterstadt, und galt hier

seiner persönlichen Stellung, wie seines weitern Einflusses wegen für den angesehensten Mann. Als Paul jetzt zurückkehrte, war der alte Groll zwar im Laufe der Zeit ziemlich verdampft, aber eine leise Mißachtung war doch in Konrads Herzen gegen den »Heimtücker« geblieben. Da Paul keinen Schritt that, um sich dem ehemaligen Kameraden zu nähern, vielmehr als er Konrads Stimmung erkannte, sich in kalte, fremde Gleichgültigkeit zurückzog, so stieg in Konrad bald auch eine gewisse Eifersucht auf sein bürgerliches Ansehen auf, und er wünschte im Stillen eine Gelegenheit herbei, den zweideutigen Kaltsinn Pauls durch einen Beweis seiner Macht zu beugen. Diese Gelegenheit wurde ihm, Dank einigen kleinen Beamtenseelen, ganz unerwartet schnell gegeben.

Eines Morgens erhielt Paul eine Zuschrift der städtischen Polizei, worin er aufgefordert wurde, einen Heimathschein für seine Frau und Kinder beizubringen, indem man ihnen nur gegen einen solchen Nachweis den Aufenthalt gestatten dürfe. Paul war ziemlich enttäuscht über diese fortgesetzte »Plackerei«, wie er meinte. Er schrieb an die Behörde zurück, daß er selbst Heimathrechte am Ort besitze, und daß es für seine Frau und Kinder wohl weiter keiner Nachweise bedürfe. Nach Verlauf einiger Tage erhielt er eine neue Zuschrift, die ihn belehrte, daß seine im Auslande ihm angetraute Gattin und deren Kinder kein Heimathrecht

am Ort hätten; daß man ihnen den Aufenthalt nicht verweigern wolle, aber zuvörderst ihre Heimath kennen müsse, damit sie bei eintretender Verarmung nicht der Gemeinde zur Last fielen. Paul begann nun einzusehen, von welcher Seite betrieben werde, und wendete sich mit einer ausführlichen Beschwerde an das Ministerium. Es währte einige Wochen, bevor er von diesem beschieden wurde, und als er die Entschließung erhielt, erfuhr er, daß seine Beschwerde für unbegründet befunden worden sei.

»Seine Frau und Kinder,« hieß es, »hätten gesetzlich ein Heimathrecht in den kurhessischen Landen nicht anzusprechen, und da die Gemeinden zur Aufnahme von Ausländern nicht verpflichtet seien, so könne sich der Minister auch nicht für ermächtigt halten, die Entschließung der . . . Behörde in irgend einer Weise abzuändern.«

Gleichzeitig aber mit dieser Bescheidung Pauls traf auch ein Schreiben an die Polizeibehörde ein, wonach diese angewiesen wurde, Pauls Gattin und Kinder, welchen von der Gemeinde die Aufnahme versagt worden sei, sofort nach ihrer Heimath zu verweisen. Vielleicht hatten die harten Worte in Pauls Beschwerde diese schnelle Maßnahme hervorgerufen, – wenigstens meinte der Polizeibeamte, der den Befehl an Paul überbrachte, daß es wohl anders ausgefallen wäre, wenn Paul, statt sich zu beschweren, bittend eingekommen

wäre. Selbst Konrad war von dieser Wendung überrascht. Da er von Natur nicht boshaft war, hatte er an einen solchen Ausgang nicht gedacht. Seine Absicht war vielmehr einzig die gewesen, Paul seine Macht fühlen zu lassen und ihm eine Art Ergebenheit abzuzwingen. Paul empfing die Nachricht stumm und schweigend. Er ließ Theresen nur ihre nöthigsten Sachen ordnen, und geleitete sie und die Kinder noch bis zur Grenze.

So waren also die beiden Eheleute durch einen polizeilichen Machtspruch geschieden. Paul blieb zurück, in seinem Innern voll tiefen, bitteren Grolles über die Misere der deutschen Heimathverhältnisse; Therese reiste nach K., bangen und geknickten Herzens über ihr Schicksal und die Trennung von ihrem Gatten. Ihr ahnte im Stillen, daß sie einander nicht wiedersehen würden. In K. wurde ihre Stimmung trüber und krankhafter. Ihr scheues Herz zog sich vor jeder Berührung mit Menschen zusammen, der Gram nagte an ihrem Lebensmark, und das junge blühende Geschöpf begann langsam und elend hinzusiechen. Zu allem Unglück war durch die mehrfachen Reisen und Einrichtungen der größte Theil ihres Vermögens erschöpft worden. Paul mühte und quälte sich zwar, aber es wollte doch nichts recht gelingen. Die stille, friedliche Ordnung war jetzt nicht herzustellen, wie auch Paul mit neuen

Hoffnungen auf eine glücklichere Zukunft in der Fremde sie aufzurichten suchte; es erkrankten zudem zwei von den Kindern, und Therese, selbst leidend, konnte nun ihrem Hauswesen vollends nicht mehr, wie früher, ordnend und sorgend vorstehen. Da traf sie zerschmetternd der letzte Schlag, die Trauerpost von Pauls Tode.

In Pauls Gemüth hatte sich seit der Trennung von Theresen und den Kindern immer mehr und mehr der verbissene Grimm gehäuft. Sein frommer, häuslicher Friede war ihm geraubt, sein stiller Heerd mit der heiligen, abgeschiedenen Ruhe der Liebe zerstört, was Wunder, daß da der Haß gegen seine Verfolger wie Unkraut aus den Trümmern seines Glücks emporwucherte? Eines Tages ließ sich Paul in Gesellschaft einiger Freunde an einem öffentlichen Ort sehr heftig über gewisse Verhältnisse aus. An einem benachbarten Tisch saß ein Lieutenant, dessen eben ausgezahlte Gage ihm eine besondere Würde zu verleihen schien. Bei den Worten Pauls erhob er sich, und an die Gesellschaft herantretend forderte er Paul auf, seine Ausdrücke zurückzunehmen, oder ihm dafür Satisfaction zu geben. Paul antwortete ihm, daß er gar nicht zu ihm oder über ihn gesprochen, also ihm gegenüber auch nichts zurückzunehmen habe; von Satisfaction könne aus demselben Grunde keine Rede sein, weshalb er sich eine andere Gelegenheit zur Auszeichnung suchen möge.

Der trunkene Lieutenant riß hierauf, in einem herzerhebenden Anfall ritterlicher Treue gegen den Landesherrn, den Degen aus der Scheide, und mit dem Ausruf: »Blut muß es abwaschen!« versetzte er Paul einen tiefen Stich in den Oberschenkel. Wie er später aussagte, hatte er Paul keineswegs zu tödten beabsichtigt, da er ihn in diesem Fall wohl durch die Brust gestoßen haben würde; vielmehr sei es nur seine Absicht gewesen, ihn zu verwunden, und durch das Blut seine verletzte Standesehre wieder herzustellen. Der Degen aber hatte eine Röhre zerschmettert, und Paul starb unter großen Schmerzen und gefoltert von dem Gedanken an Frau und Kinder noch in der folgenden Nacht.

Den Eindruck schildern zu wollen, den diese Nachricht auf Theresen machte, ist mir nicht möglich. Als sie aus ihrem besinnungslosen Zustand erwachte, erfuhr sie, daß sie fast zwei Monate krank, in fremder Pflege, darnieder gelegen hatte. Die Erinnerung an die Veranlassung hätte sie beinahe von Neuem auf's Krankenlager geworfen, und ihre Auszehrung nahm seitdem einen schnelleren Gang an. Nur der Gedanke an ihre Kinder hielt sie so weit noch aufrecht, daß sie sich mühsam in ihrem Hauswesen dahinschleppen konnte. Aber das Hauswesen selbst kam immer mehr zurück. Es fehlte das Band des zufriedenen, wenn auch noch so bescheidenen Glückes, welches das Ganze in

Ordnung und schaffender Lust zusammenhält, und allmählig ging auch der kleine Rest ihres früheren Vermögens, der durch die Krankheit noch mehr geschmälert worden war, gänzlich zur Neige. Therese duldete und zögerte in ungewisser, zager Erwartung lange Zeit; als sie aber keinen anderen Ausweg sah, wendete sie sich, um Unterstützung bittend, an – die Armendirektion. Hier stieß sie auf neue Schwierigkeiten.

Der Gemeindevorstand bestritt ihre Heimathrechte am Ort, da sie nach den Gesetzen des Landes durch ihre Verheirathung an einen Ausländer derselben verlustig gegangen sei. Es wurde daher erst mit den Heimathbehörden ihres verstorbenen Mannes eine ausführliche Korrespondenz eröffnet, ihr selbst aber, auf ihr wiederholtes dringendes Ersuchen, einstweilen und ein für alle Mal eine so kleine Summe Geldes gereicht, daß die Familie kaum zwei Wochen davon zu leben hatte.

Während dessen hatte sich auch ein früherer Bekannter Pauls der Frau angenommen und durch eine Kollekte für sie eine neue Summe zusammengebracht. Das Geschenk war als augenblicklicher Nothbehelf recht ansehnlich, aber zur Sicherung eines bessern zukünftigen Looses reichte es entfernt nicht aus, und nach einigen Wochen mußte die Lage der Unglücklichen wieder dieselbe sein. Therese scheute sich ihre Wohlthäter abermals anzusprechen, und nur spät auf mehrfache Versuche, nachdem ihre bitterliche Noth

erst geprüft und konstatiert worden war, erhielt sie von der Armendirektion von Neuem eine kleine, mehr als dürftige Unterstützung.

Das ist das ewige Geschick des Armen. Die Wohlthätigkeit ist nur eine Grausamkeit, die ihn im Elend erhält und durch das Gefühl seiner hilflosen, jedem Versuch eigener Erhebung trotzens Abhängigkeit entwürdigt und demoralisirt.

Einige Zeit später treffen wir jene beiden Weiber wieder, deren Gespräch wir oben schon einmal belauschten. Sie stehen vor einer Hausthür und schauen dem schwarzen Leichenwagen nach, der einfach und ohne Geleit die Straße hinabfährt.

»Gott habe sie selig!« sagt die Eine. »Es war doch eine brave Frau, und es thut mir wahrhaftig leid um die armen Kinder. Sie haben eine gute und rechtschaffene Mutter verloren.« –

»Ja, Gott verzeih' ihr. Sie hat den dummen Streich, daß sie den confiscirten Büchermacher geheirathet, schwer genug gebüßt! Was aber die Kinder betrifft, nun so ist ja das eine schon versorgt, und die beiden andern werden wohl auch noch unterkommen.«

»Ja, das älteste hat der Schuhmacher im Keller dort zu sich genommen, die andern sind in's Waisenhaus gebracht worden.« –

»Das hat lange genug gedauert. Der Magistrat wollte nichts davon wissen, weil der Mann ein hergelaufener

Mensch war, und bei ihm zu Hause wollten sie auch nichts damit zu thun haben. Also jetzt sind sie doch hier im Waisenhaus untergebracht.« –

»Ja, die Stadt hat zuletzt für Alles aufkommen müssen, auch für das Begräbniß der Frau. Nun, Gott hab' sie selig!« –

So war es. Die Kinder im Waisenhaus und in fremder Pflege, die Mutter auf öffentliche Kosten begraben, und der Vater – nun, gute Nacht!

Das ist so eine Geschichte aus der deutschen »Heimath«.

DIE SÜNDERIN.

»Fremde Gesellen oder Dienstboten sind, wenn sie in drei Tagen nach ihrer Ankunft keinen Dienst finden oder nach ihrer Entlassung aus dem Dienst sich drei Tage arbeitslos umhertreiben, sofort aus der Stadt zu verweisen.« –

Polizeireglement einer norddeutschen Residenz.

Sie war noch immer sehr schön. In ihrem Antlitz lag der Ausdruck jener madonnenhaften, jungfräulichen Unschuld, mit der die christliche Mythe ihre Gottesmutter ausmalt, jenes göttliche, erdenvergessende Glück, das wir zuweilen den jungen Müttern den Reiz

der mädchenhaften Reinheit bewahren sehen. Ihr Auge, ihr schönes, großes, wasserblaues Auge, war von einer himmlischen Sanftmuth. Die langen Wimpern hingen darüber, wie Trauerweiden über dem Bild der Himmelssterne in dem friedlichen, hellklaren Spiegel eines See's, und das weiche, blonde Seidenhaar säumte mit seinen Wogen ihre ruhige Stirn, wie silberne Wolken den verklärten, träumenden Himmel. Ihre Wangen, wie zwei Purpurlüthen, strahlten den goldenen Glanz des frischen Lenzhauches. Ihre Gestalt war schlank, ihre Bewegungen fast schwebend, ihr Haupt sinnend, wie von wogenden Träumen gewiegt: sie glich einer Wasserlilie, die auf den Wellen schaukelnd, vergessend dahingetrieben wird. Sie war noch immer schön, jungfräulich schön, die siebzehnjährige, verlassene Mutter.

Und ihre Mutterschaft! Wie verklärte dies süße Gefühl ihr ganzes Wesen! Wie strahlte ihr Auge, wie leuchtete der Ausdruck aller ihrer Züge frohlockend in dem Widerscheine ihrer Mutterliebe! Wenn sie stand, das weiße, fromme Gesicht über die Wiege ihres Kindes gebeugt, und ihr klopfendes Herz den Athem des Schlummers belauschte, eine weiße Statue im Ebenmaaß der vollendeten reinen Schönheit, Sorge und seliges Glück in ihren Mienen: welch köstliches Bild gewährte sie da! Und wie liebte sie auch ihr Kind! Es wäre ihr Tod gewesen, hätte sie es verlieren sollen.

»Aber wer sollte es mir auch nehmen?« sagte sie unschuldig lächelnd. »Es giebt ja so Vielerlei auf der Welt,

warum gerade das, das Einzige, was ich habe? Ja! Es wäre mein Tod, wenn ich das verlieren sollte!« –

Mathilde war aus einer kleinen Provinzialstadt unweit der Residenz. Ihr Vater, ein armer Handwerker, mußte sich sein kümmerlich Leben sauer werden lassen, denn die Familie war stark und der Verdienst von seiner fleißigen Hände Arbeit gering. Mathilde, als die Ältteste unter den Kindern, mußte zuerst versorgt werden, – was man nämlich bei Armen so versorgen heißt. Sobald sie in die Jahre kommen, wo sie einigermaßen Arbeit erhalten können, werden sie außer dem Hause bei Fremden in Dienst oder Lehre gegeben. Alsdann fallen sie den Ältern nicht mehr zur »Last«, und die Ältern glauben sie hinlänglich versorgt zu wissen, wenn sie keine Nahrungssorgen mehr um dieselben haben. Mathilde sollte daher in Dienst gehen. Aber in der kleinen Stadt giebt es keinen bedeutenden Lohn; in der Residenz ist es besser, da wird sie gut gehalten und kann sich etwas ersparen, ja vielleicht ihr Glück machen, – auch ist sie da entfernter von Hause. Mathilde wurde also nach der Residenz geschickt.

Hier fand sie denn bald einen Dienst in einer Schenkwirtschaft. Sie war fleißig, willig und treu, und erwarb sich schnell die Zufriedenheit ihrer Dienstherrschaft. Die Gäste waren nicht minder zufrieden mit der jungen, schmucken Kellnerin. Sie kamen öfter, und es

kamen auch Andere regelmäßiger, die sonst nur zufällig gekommen waren. Der Wirth wußte das zu schätzen, und hielt das Mädchen fast wie sein eigenes Kind. Sie fühlte sich sehr zufrieden und glücklich.

Ihr Geschäft machte es nothwendig, daß sie sich mit den Gästen hin und wieder unterhalten mußte. Wenn sie ihnen die Getränke brachte, wurde sie gewöhnlich in's Gespräch gezogen, und die jungen Leute füllten ihr Ohr mit lustigen Geschichten und einschmeichelnden Reden. Unter ihnen war Einer, auf den sie vorzugsweise den offensten Eindruck machte. Er war stiller und gesetzter, als die Andern, seine Worte klangen so einfach und natürlich, und seine Augen blickten so treuherzig, er schien eine reine brüderliche Theilnahme für sie zu empfinden. Er sprach ihr nie von Liebe, und sie selbst dachte nicht daran. Sie fand ein unschuldiges, fast unbewußtes Gefallen an ihm, ihre Seele träumte von keiner Gefahr. Sie saß wohl öfter und länger bei ihm, als bei den Andern, aber geschah es nicht unwillkürlich? Kam er nicht meist gerade zu solchen Stunden, wo das Lokal weniger besucht, wo sie geringer beschäftigt war? Sie hörte ihm gern zu, aber sprach er nicht so ruhig und unverfänglich? Es schien das Verhältniß von zwei reinen, lange verbundenen Freundseseelen.

Da kam der Frühling. Die Lüfte wurden wollüstig warm, die Bäume schlugen aus, die ganze Natur war

in einer weichen, wallenden Gährung. Das sechzehnjährige Mädchen gerieth jetzt zum erstenmal in eine seltsame Atmosphäre. Es ging etwas in ihr vor, und sie wußte nicht, was. Sie hatte ein Sehnen, einen unbewußten Drang, den sie nicht zu stillen wußte, ihre Glieder dehnten sich, ihre Augen sahen mit staunendem Begehren hinaus, es war ihr, als wäre Alles anders, verändert, doppelt geworden, gegen früher. An einem Sonntage, wo sie die Erlaubniß auszugehen bekommen hatte, begleitete sie ihr Freund hinaus in's Freie. Sie hörte ihm heute mit andern Empfindungen zu, wie sonst. Ihr Herz war erfüllt von einem unerklärlichen Gefühl, es war ihr so eng und so weit, sie meinte fast zu ersticken, und sie schloß sich fester an ihren Begleiter an.

Auch seine Worte waren anders, wie ehemals. Es klang ein Ton durch, den sie noch nicht gehört hatte, und der sie mit einer neuen Regung bis in's Herz durchbebte. Auf dem Heimweg war es dunkel geworden. Als sie den Park vor dem Stadthore erreicht hatten, setzten sie sich an dem Ufer eines See's unter das junge duftige Grün des Laubes. Die Nacht war so schön. Am Himmel funkelten die Sterne, und ihr Licht zitterte blitzend auf dem stillen Spiegel des See's, die nächtigen Gebüsche rauschten, die Blüthen hauchten einen wollüstigen Duft, und eine Nachtigall schlug aus der Ferne leise, schmelzende Liebestöne. Das Mädchen saß in verzehrender, träumerischer Gluth, ihre Seele

war ein flammendes, schwelgerisches Gebet. Der junge Mann schlug seinen Arm um ihren Leib, seine Worte tönnten weich und verlockend in ihr Ohr, und als er einen Kuß, den ersten brennenden Kuß, auf ihre durstigen Lippen drückte, durchzuckte ein banges und doch so süßes, schwellendes Zagen ihr ganzes Wesen. Sie schmiegte sich inniger und doch zitternd an ihn an. Das dunkle Laub rauschte mächtiger, die weißen Blätter fielen feucht und tropfend auf ihre warmen Schultern, eine Sternschnuppe fuhr durch den nächtigen Himmel und ihr Widerschein sprühte funkelnd über den leichtbewegten Spiegel des See's.

Als die silberne Mondscheibe am Himmel auftauchte, ordnete das Mädchen bang und bewegt ihr feuchtes Haar.

Sie war gefallen, eine Sünderin, – und aus Liebe? Nein. Sie liebte ihn gar nicht. Es lag einmal in ihrer Natur, wer kann was dafür? –

Nach einigen Wochen fand sie sich allein. Er war fortgezogen – nach seiner fernen Heimath. Nicht einmal Lebewohl hatte er ihr gesagt, – ob aus Schmerz oder Scham, ich weiß es nicht. Aber er hatte sie verlassen, für immer verlassen, und – Andere hätten es vielleicht ebenso gemacht. Es ist auch einerlei.

Sie hatte ihn nie geliebt, und seit ihrem Fall sogar verabscheut. Daher vermißte sie ihn jetzt nur wenig. Sie hatte ihn zuletzt gleichgültig, ja mit mißtrauischem

Haß betrachtet, und als er, der dies veränderte Benehmen ihrem tiefen Schamgefühl zuschrieb, sie zu trösten versuchte, hatte sie ihm voll Ekel den Rücken gedreht.

Jetzt war er fort, und die Zeit verrollte ihr wieder im alten Gleis. Sie war ruhig und still, sie dachte nicht mehr an ihn. Aber bald zeigten sich die Folgen ihres Fehltritts, und ein neues Gefühl bemächtigte sich ihres ganzen Wesens.

Als die Wirthsleute den Zustand des Mädchens bemerkten, waren sie bemüht, ihr denselben so erträglich wie möglich zu machen. Sie erkannten sehr wohl, welchen Schatz für ihre Wirthschaft sie in dem jungen, schönen und thätigen Mädchen besaßen, und sie hofften mit Zuversicht, daß Mathilde nach ihrer Entbindung das Kind in fremde Pflege geben und in die Wirthschaft zurückkehren werde. Sie behielten sie daher so lange im Hause, als es irgend anging, erließen ihr allmählig jeden anstrengenden Dienst und pflegten sie mit der größten Aufmerksamkeit und Rücksicht. Als die Zeit so weit vorgerückt war, wurde sie einer alten Frau in Pflege gegeben, um hier in Ruhe ihre Entbindung abzuwarten.

Bald darauf gebar sie ein Mädchen. Das Kind war stark und gesund, und auch die Mutter erholte sich schnell, so daß ihre frühere Herrschaft sie bald wieder zu besitzen hoffen konnte. Aber Mathilde war gänzlich

umgewandelt. Es war, als hätte in ihrem Innern eine Gluth geschlummert, die sich jetzt in vollen Flammen an einem einzigen Gegenstand verzehrte. Ihr keusches Herz war plötzlich und desto mächtiger in heißer Liebe erwacht, und mit aller Kraft und Leidenschaft derselben umschloß sie ihr Kind. Sie betrachtete lachend und weinend in Freude die kleinen Züge ihres Ebenbildes, kaum wagte sie aus liebender Besorgniß dasselbe zu küssen und zu liebkosen, ihre selige Lust nahm all ihr Denken und Sinnen gefangen. Umsonst suchte ihre frühere Herrschaft sie zur Rückkehr zu bewegen, umsonst stellten sie ihr vor, daß sie ja nicht im Stande sei, ihren Unterhalt zu gewinnen: sie wollte sich nicht von ihrem Kinde trennen, und nichts vermochte sie abzuhalten, ihm selbst die Brust zu reichen. Ihre Zukunft kümmerte sie nicht, – was würde denn auch ihre Zukunft ohne ihr Kind sein?

Als sie zu der Frau gezogen war, hatte sie eine kleine Summe mitgebracht, die sie sich aus Ersparnissen und Weihnacht- und Neujahrgeschenken gesammelt hatte. Da außerdem die Kosten ihrer Entbindung von den Wirthsleuten bezahlt worden waren, so war sie für's Erste im Stande, bei der Frau noch eine Zeitlang ihren Aufenthalt nehmen zu können. So blieb sie denn auch volle drei Monate hier, einzig und allein für die Pflege ihres Kindes besorgt. Endlich aber schwand auch der letzte Rest ihres kleinen Besitzes. Sie theilte dies offen ihrer Wirthin mit, und diese, welche sie nun nicht

länger behalten wollte, gab ihr den Rath, sich zu einer ihrer Nachbarinnen, einer alten Wäscherin, zu begeben, welcher sie dann Hülfe bei der Arbeit leisten solle. Nach einigen Unterhandlungen zeigte sich die Wäscherin auch dazu erbötig und Mathilde zog noch am selbigen Tage mit ihren Habseligkeiten in die Wohnung derselben.

Ihre neue Wirthin war freundlich und zuvorkommend gegen sie. Es war eine kleine, ältliche Frau von eben nicht einnehmenden Zügen, aber Mathilde fühlte den mißtrauischen Widerwillen, den ihr die Alte beim ersten Anblick einflößte, bald wieder vor ihrem gutmüthigen Geschwätz und ihrer hilfreichen Aufmerksamkeit für das Kind verschwinden. Die Alte schaffte und sorgte für sie auf die beste Weise. Nur über die Arbeit und den Verdienst klagte sie beständig, und allerdings bemerkte Mathilde, daß die Alte eben keine Beschäftigung hatte. Da suchte sie der Alten Trost und Muth zuzusprechen, sie, deren eigne Lage doch selbst der Hülfe so bedürftig war, – allein für was hat ein glückliches Mutterherz keinen Trost? Da sie jung, geschickt und arbeitsam war, so erbot sie sich, um sich der Wirthin ebenfalls hilfreich zu zeigen, für fremde Leute Näh- oder Stickarbeit zu machen, falls sie dergleichen Aufträge erhalten könnte. Die Alte war damit zufrieden, meinte aber doch gleich, daß das auch sehr ungewiß sei.

Mittlerweile waren die ersten Tage dieser neuen Einrichtung verflossen. Da gegen Ende der Woche kam eines Morgens die Alte ganz bestürzt in Mathildens Kammer, und sagte, der Polizeikommissair sei unten und verlange mit ihr zu sprechen. Mathilde erschrak, ohne eigentlich zu wissen, warum, aber der bloße Name der Polizei genügt bei den Armen und Hülflösen, um auch dem unschuldigsten, reinsten Gemüth Angst und Entsetzen einzujagen. Sie warf ein Tuch über, bat die Alte bei dem Kinde zu bleiben, und eilte mit einem in bebender Ahnung klopfenden Herzen hinunter zu dem Mann, in dessen Händen ihre ganze Zukunft lag.

Der Polizeikommissair schien beim ersten Anblick von dem Ausdruck ihrer kindlichen Züge, auf welchen sich Scham und spannende Besorgniß malten, und von ihrem ganzen sittsamen Wesen überrascht zu sein. Aber eine lange Erfahrung hatte ihn mißtrauisch gegen das günstige Vorurtheil eines solchen ersten Eindruckes gemacht, und gleichsam um sein Gefühl zu bewältigen, wurde seine Stimme noch rauher und mürrischer als sonst.

Er begann mit der Vorhaltung, daß sie nun schon längere Zeit, als dies die Polizeivorschriften gestatten, hier bei der Alten wohne, ohne sich einen neuen Dienst zu verschaffen, und fragte dann ziemlich grob: was sie denn treibe? was sie überhaupt hier wolle?

Mathilde erzählte ihm mit befangener Stimme, auf welche Weise sie zu der Alten gekommen sei, und wie

sie ihr die Kosten ihres Aufenthalts durch häusliche Arbeit und Hülfeleistung beim Waschen ersetzen wolle.

»Das sind faule Fische!« erwiderte der Polizeibeamte barsch. »Die Alte hat selbst nichts zu leben und die Wäscherei ist nur so ein fauler Vorwand. Die Vettel hat schon zweimal im Arbeitshaus gesessen, und wenn sie nicht hier geboren und heimisch wäre, würden wir sie schon längst wegtransportirt haben.« –

Mathilde erschrak heftig über diese Worte. Mit zitternder Stimme erzählte sie nun, wie sie früher in Kondition gestanden, und zeigte das Zeugniß ihrer Wirthsherrschaft über ihre tadellose, treue und redliche Führung.

»Sie selbst wollten mich gern wieder zu sich nehmen,« sagte sie fester in ihrem Selbstbewußtsein, »aber ich wollte es nicht eingehen, weil ich mich dann hätte von meinem Kinde trennen müssen.« –

Der Polizeibeamte schien allmählig doch von der rührenden, so ganz mit der Welt unbekanntten Einfachheit der jungen Mutter erweicht zu werden, und fragte milder:

»Aber können Sie denn von dem Vater des Kindes keine Unterstützung bekommen, denn Sie sehen doch ein, daß Sie irgend eine Unterhaltsquelle haben müssen?« –

Daran hatte sie nicht gedacht, sie wußte gar nicht einmal, wo der Vater war. Was konnte sie das bisher auch kümmern?

»Das ist schlimm, mein Kind!« sagte der Beamte theilnehmend. »Wenn Sie keine Erwerbsquelle nachzuweisen vermögen, so ist anzunehmen, daß Sie und Ihr Kind demnächst der Gemeinde zur Last fallen werden, und meine Instruktionen lauten bestimmt dahin, Sie schon in drei Tagen, falls Sie bis dahin keinen Dienstschein beibringen, nach Ihrer Heimath zu verweisen. Es ist daher das Beste, was ich Ihnen nur rathen kann, daß Sie Ihr Kind in Pflege geben und sich wieder eine Stelle suchen. – Kommen Sie dann zu mir, damit ich Ihnen den Schein ausstelle.« –

Mit diesen Worten begab er sich fort, Mathilden in der tödtlichsten Verzweiflung ihrer rathlosen Seele zurücklassend. Sie sollte ihr Kind fremden Leuten überlassen, – jetzt, wo sie es täglich lieber gewonnen hatte – Leuten, die kein Interesse an ihm nehmen – die sein zartes Leben vielleicht durch schlechte Behandlung einer unglücklichen Zukunft oder gar dem Tode aussetzen würden! Wie hätte sie das über sich vermocht? Und doch – wenn sie sich nicht dazu entschloß, was hatte sie selbst zu erwarten? Der Gedanke an ihre Eltern erfüllte sie zum erstenmal mit Entsetzen, – und würde ihr, der verachteten, von der Welt verstoßenen Sünderin nicht auch das väterliche Haus verschlossen sein? Wer vermochte ihr einen Ausweg aus dieser Bedrängniß zu zeigen?

Sie machte der Alten die bittersten Vorwürfe und gab ihr Schuld, sie in diese Lage gebracht zu haben. Die Wäscherin aber erwiderte ihr gelassen:

»Das ist ein Unglück, für das Niemand etwas kann, und das Ihnen vielleicht ebensowohl überall anders passirt wäre. Aber nicht überall sonst hätte man Sie aufgenommen, wie ich es gethan habe, und Sie sollten nur still schweigen, und mir dankbar sein.« –

Das Mädchen mußte das wohl einsehen, denn sie schwieg und sank trübsinnig auf einen Stuhl.

»Übrigens nehmen Sie sich das nicht so zu Herzen, und beruhigen Sie sich nur,« tröstete die Alte weiter. »Vorläufig mögen Sie immer noch bei mir bleiben, es wird sich wohl noch ein Ausweg finden.« –

Was für ein Ausweg? Mathilde blieb den Tag über düster auf ihrer kleinen, einsamen Kammer, und überlegte und sann hin und her, was sie beginnen sollte, aber ihr Denken war all umsonst. Von Zeit zu Zeit nahm sie ihr Kind auf, und küßte und herzte es mit der Heftigkeit ihrer schmerzlich aufgeregten Gefühle. Es war, als ob in dem Versuch, sie von ihm zu trennen, ihre Mutterliebe nur festere Wurzeln geschlagen hätte. Dazwischen rollten ihre heißen Thränen wie feurige Tropfen ihres gequälten Herzens auf die Wangen der Kleinen. Nur wenn das Kind schlief, ging sie in rathloser Angst auf und nieder und rang ihre Hände in rathloser Verzweiflung.

Am Abend kam die Alte wieder auf die Kammer des Mädchens. Das Gemach war dunkel, nur von den Straßenlaternen und den Lichtern der gegenüberliegenden Häuser schwamm ein weiches Dämmerlicht durch das Fenster. Mathilde lag mit aufgelöstem Haar, den Kopf in die Hand gestützt und halbaufgerichtet auf dem Bett, und bewachte den Schlaf ihres Kindes. Die Alte setzte sich vor das Bett und sprach lange mit flüsternder Stimme zu dem Mädchen. Plötzlich fuhr Mathilde in die Höhe, als ob sie eine Viper gestochen, und richtete einen funkelnden Blick auf die Redende. Die Alte aber beruhigte sie wieder, und der flüsternde Ton ihrer Stimme, wie ihre Geberden konnten von angelegentlicher Theilnahme zeugen. Sie sprach sehr lange und augenscheinlich über sehr wichtige Gegenstände mit ihr. Zuweilen schien es, als ob von einem drohenden Gespenst der Zukunft die Rede wäre, denn Mathilde rang die Hände und leise, nur halbunterdrückte Seufzer drangen aus ihrer Brust; dann wieder schien die Alte Versprechungen und lockende Aussichten für das Schicksal des Kindes auszumalen, Mathilde beugte sich mit einem schmerzlichen Lächeln über die Wiege und bewegte die Lippen, wie in schwerem, drückendem Traum. Die Alte ließ mit ihrer leisen Zuspache

nicht nach, und es mußte sich um einen entscheidenden Entschluß handeln, über welchen die junge Mutter aber schwankend, mit steigender krampfhafter Erregung hin und her kämpfte. Mehrmals hatte sie die Alte schon mit heftigen Bewegungen von sich gewiesen, dann wieder heftete sich ihr Auge mit wehmüthigem Ausdruck auf die dunkle Wiege des Kindes. Zuletzt gab sie der Alten nickend ein bejahendes Zeichen, und sank auf das Lager zurück, indem sie wie verzweifelnd ihr Gesicht in die Kissen vergrub.

Nunmehr verließ die Alte mit einem triumphirenden Wohlbehagen die Kammer. Nach Verlauf von einiger Zeit kehrte sie zurück, in jeder Hand ein brennendes Licht haltend. Hinter ihr folgte ein Mann, in einen Mantel gehüllt, den sie alsdann mit Mathilden allein ließ.

Von dieser Zeit an war die Alte noch weit aufmerksamer gegen das Mädchen, und behandelte sie fast mit Unterwürfigkeit. Der Polizeikommissair ließ nichts von sich hören; wie die Alte sagte, weil sie ihn herumgekriegt hätte. Daß sie aber Mathilden als weggezogen abgemeldet, verschwieg sie derselben. Bei alledem verdüsterte sich Mathildens Sinn von Tag zu Tage, und vergebens suchte die Alte durch theilnehmende Pflege für das Kind und Gefälligkeiten und Zuvorkommenheiten aller Art ein Zeichen der Zufriedenheit oder nur beifälligen Gefühls zu entlocken. Sie schien von Allem nichts zu bemerken und blieb verschlossen und

schweigsam in sich gekehrt. Sie widersetzte sich auch den Zumuthungen der Alten nicht mehr, und wenn, wie es jetzt öfter geschah, am Abend fremde Männer ins Haus kamen, so gehorchte sie ihr mit kalter, stumpfer Gleichgültigkeit. Fast schien es sogar, als ob selbst die Gefühle für das Kind in ihr nachgelassen hätten. Sie selbst war es gewesen, die zuerst vorgeschlagen hatte, die Wiege in das Gemach der Alten zu setzen, und sie sah nur eben so oft danach, als es durchaus nothwendig war. Sie vermied es beinahe, sich demselben zu nähern, wenn sie es aber that, geschah es mit einer Art zagender Scheu; Ihre Hand zitterte, indem sie es aufnahm, sie liebkoste es nicht wie ehemals, und ihr Auge haftete nur flüchtig und nie ohne eine schmerzliche Wallung auf ihm. Dazu begann ihr Äußeres leise zu verfallen. Die Alte, welche dies mit Besorgniß bemerkte, suchte ihr auf plumpe, fast rohe Weise die zitternden Gefühle ihrer zweifelnden Seele zu nehmen, aber Mathilde wies sie mit gleichgültiger, resignirter Ruhe zurück. Über ihr ganzes Wesen lagerte sich allmählig eine krankhafte, tödtliche Erstarrung, unter der nur selten, wie das Leuchten eines todten Vulkans, die schmerzliche, schneidende Bewegung ihres Herzens hervorbrach.

So waren ungefähr sechs Wochen verflossen, als es eines Abends wieder an der Wohnung klingelte. Die

Alte öffnete und statt eines vielleicht erwarteten Andern trat der Polizeikommissair herein. Bei diesem unerwarteten Besuch entschlüpfte der Alten ein Laut des Schreckens, den Mathilde drin im Zimmer vernahm, der Polizeibeamte aber schob sie bei Seite und schritt rasch in das Gemach.

Mathilde hatte in der Ecke des Sopha's gesessen, allein, mit ihren düstern Gedanken beschäftigt, als sie der Ausruf der Alten daraus weckte. Als sie jetzt emporblickte und diesen Mann vor sich sah, dessen unheilverkündende Nähe sie mehr noch fürchtete, als die bittere Selbstverachtung ihrer eignen Seele, da stiegen plötzlich wie drohende Gespenster die Bilder ihrer muthmaßlichen Zukunft vor ihren Augen auf. Sie haßte diesen Mann, sie hatte ihm oft heimlich und glühend geflucht, wenn ihre Gedanken oder Träume ihr denselben gezeigt hatten: denn von seinem ersten Erscheinen schrieb sich ihr gegenwärtiges, tiefes Elend her. Jetzt aber schwanden alle andern Gefühle, und sie sah in ihm nur den Vorboten neuen Unheils für ihr eigenes und ihres Kindes Leben.

»Da sieht man also die saubere Wirthschaft!« sagte der Polizeibeamte. »Auf diese Weise also ist das Jüngferchen ausgezogen! Nun, sie soll heut Abend noch ein Quartier beziehen, wo sie sicherer aufgehoben ist, als hier!« —

Mathilde zitterte bei diesen Worten wie ein Espenlaub. Sie suchte ihm mit bangen, verzagten Worten

klar zu machen, daß die Alte sie dadurch hierbehalten, daß sie den Beamten zur Nachsicht zu bewegen versprochen habe. Der Kommissair aber erwiederte hohnlachend:

»Die wäre die Rechte, die Polizei zu etwas zu bewegen! Nein, mein Püppchen, ich kenne Sie jetzt. Ich habe Ihr damals den Rath gegeben, sich ehrliche Arbeit zu suchen, habe Ihr auch, weil mich Ihr unschuldiges Gesicht betrog, noch ein paar Tage dazu bewilligt, aber Sie hat nicht arbeiten *wollen*, und hat sich lieber auf ein bequemes, liederliches Leben geworfen. Die Geschichte hat jetzt ausgespielt. Im Korrektionshaus wird Sie schon arbeiten lernen, wenn Sie auch nicht will. Für's Erste aber wird Sie eine Nacht oder zwei im Polizeigefängniß zubringen müssen.« –

Mathilde war wie vernichtet. Umsonst flehte sie ihn um Erbarmen ihres unschuldigen Kindes wegen an, umsonst versprach sie Alles zu thun, was er von ihr verlangte; der Beamte blieb diesmal unerbittlich.

»Wenn es Ihr Ernst mit solchen Versprechen wäre,« sagte er achselzuckend, »so hätte Sie längst meine Warnung befolgt. Jetzt ist es zu spät; man kennt ja auch solche Versprechen der Angst. – Also marsch! Rasch zurechtgemacht, ich habe keine Zeit, länger auf Ihr Lamentiren zu hören. Nehm' Sie Ihren Mantel, damit wir vorwärts kommen!« –

Als Mathilde zuletzt einsah, daß Nichts sie mehr von diesem, für sie entsetzlichen Loos retten könne, riß sie

plötzlich in einer Art Wahnsinn das Kind aus der Wiege und rief, indem sie mit der einen Hand das Kind in die Höhe hielt und mit der andern auf den Polizeibeamten zeigte:

»Sieh, das ist der Mann, der Dein und Deiner Mutter Verderben zu verantworten hat!« –

Einen Augenblick schien der Kommissair von dem verzweiflungsvollen Ton dieser Worte bestürzt und ergriffen zu sein, dann aber schoß ihm die Gluth des Zornes ins Gesicht und er gab der Tochter der Prostitution eine schallende Ohrfeige.

Als Mathilde nach einer gräßlich durchwachten Nacht in's Verhör genommen und aus dem Polizeigefängniß nach dem Arbeitshaus transportirt worden war, wurde sie hier in einen großen Saal gewiesen, wo sie in Gemeinschaft mit einer großen Menge von Frauen und Mädchen arbeiten mußte. Das Bewußtsein ihrer schimpflichen Lage, die tiefe Niedergeschlagenheit, welche sich ihrer schon während ihres letzten, langen Elends bemächtigt hatte, die Gedanken an ihre trostlose Zukunft, die jetzt auch durch den bitteren Entschluß der Trennung von ihrem Kinde wohl schwerlich mehr zu bessern sein würde, Alles das versetzte ihr Gemüth nach der ersten Raserei der Verzweiflung in eine tiefe, starre Stumpfheit. Die Gesellschaft, in die man sie hier

gewiesen, hatte sie mit der Theilnahme Gleichgesinnter begrüßt. Mathilde hatte sich Anfangs ihre Geschichte entlocken lassen; einige hatten sie darüber ausgelacht, andere ihr ein Mittel gesagt, durch welches sie einer polizeilichen Ausweisung trotzen könne. Mathilde erschrak bis in das Innerste ihrer Seele. Sie wandte sich von da an mit um so größerem Ekel von ihren Genossinnen ab, als sie sich zu ihrem Entsetzen gestehen mußte, daß sie selbst bereits den Weg zu diesem Ende betreten habe. Schweigend und gleichgültig ließ sie die Spottreden und gemeinen Späße derselben über sich ergehn. Sie betete im Stillen heiß um ihren baldigen Tod. Zu welchem Leben war sie auch jetzt berufen? Der Tod war ihre einzige Rettung.

Nach sechs Wochen wurde sie aus der Anstalt entlassen, nachdem man ihr bemerkt, daß sie sich binnen drei Tagen aus der Stadt zu entfernen habe.

Sie nahm ihr Kind in den Arm und rannte hinaus, ohne zu wissen wohin. Draußen vor der Thür standen mehrere Weiber, die sie anredeten und ihr Anerbietungen machten, aber sie stieß sie zurück und eilte, wie von Furien gepeitscht, von dannen. Den Tag über durchirrte sie so, ruhelos, ohne Zweck die Stadt, bis sie am Abend endlich erschöpft und ermattet an einer Hausschwelle niedersank.

Die Nacht war bitterlich kalt, die Sterne zitterten in der scharfen Luft, und ein schneidender Wind fegte

über die öden Gassen. Das Mädchen saß zusammengekauert auf den kalten Steinen, ohne sich zu rühren. Auch das Kind war merkwürdig still. Sie hielt es auf dem Schooß und hatte wie zum Schutz ihre Arme darüber gebreitet, in die Arme wieder hatte sie ihren Kopf vergraben. Mehrere Vorübergehende, dicht in ihre Mäntel gehüllt, blieben vor ihr stehen. Da sie aber auf ihre Anrede keine Antwort erhielten, gingen sie wieder weiter. Endlich gegen Morgen wurde die Nachtwache auf die stille, zusammengekauerte Gestalt aufmerksam und richtete sie empor. Die Mutter lag halberstarrt, in einer tiefen Ohnmacht, und wurde sogleich ins Krankenhaus geschafft. Das Kind war todt.

Am Abend des dritten Tages stand der Oberarzt vor einem Bett in dem großen Krankensaal. In einem Lehnstuhl saß ein Wärter, der in dem Augenblick, wo der Arzt nicht mehr zu ihm sprach, eingeschlafen war. Es war unheimlich still in dieser Wohnung des Jammers. Von der Decke verbreitete eine Ampel ihr düsteres Licht über die lange Reihe von Krankenbetten, die sich an beiden Seiten des Saals hinzogen, die Uhr pickte einförmig wie ein Todtenvogel die Minuten der Lebenden ab, und dazwischen tönte zuweilen ein dumpfer Schmerzenslaut oder ein ängstliches Röcheln von den Lagerstätten.

Der Arzt stand noch vor Mathildens Bett, die hier eben im Verscheiden lag. Sie hatte während ihrem Krankenlager nichts zu sich genommen, und obwohl

sie vollkommen bewußtlos war, immer mit großer Hartnäckigkeit die Zähne zusammengebissen, wenn man ihr Arznei einflößen wollte. Ihr Äußeres war zum Erschrecken eingefallen, ihre Züge kaum mehr zu erkennen. Jetzt hatte ihre Erlösungstunde geschlagen, ihr Röcheln wurde unterbrochen, dann auf einmal war es still. Sie war todt. Der Arzt sah nach der Uhr, schrieb dann einige Worte auf einen Zettel und weckte den Wärter.

»Da liegt der Todtenschein,« sagte er, indem er hastig den Mantel umwarf, »Ihr werdet ihn morgen früh besorgen.« –

Der Wärter war aufgestanden und horchte, bis draußen auf dem Korridor die schnellen Schritte des fortelenden Arztes verhallt waren. Dann reckte er sich und sagte gähnend:

»Nicht eine Stunde ruhigen Schlafs gönnen sie Einem, könnten die Leute nicht ebensowohl am Tag sterben? – Ach, es ist das Mädchen, welches sie vor drei Tagen erst herbrachten,« fügte er hinzu, auf den Todtenschein blickend. »Nun, es ist gut, daß sie todt ist, sie hätte doch kein selig Ende genommen. Für der Art Leute ist der Tod das Beste, denn im Leben nimmt sich Keiner ihrer an, und solch Leben, – nun, sie hat's auch selbst wohl eingesehen!« –

Damit zog er die Decke über die Leiche, und setzte sich wieder in den Lehnstuhl, um weiter zu schlafen.

DIE RECHTSFRAGE.

»Beschwerden über polizeiliche Verfügungen jeder Art, auch wenn sie die Gesetzmäßigkeit derselben betreffen, gehören vor die vorgesetzte Dienstbehörde.« –

Preuß. Gesetzsammlung, Ges. v. 11. Mai 1842.

»Das ist ja eine empörende Nichtswürdigkeit!« rief die Dame vom Hause. »Und der Handwerker hatte wirklich gar nicht einmal etwas begangen?« –

»Ich habe ihn selbst vor der Amputation befragt,« sagte der junge Arzt, »und mit seiner Erzählung stimmen auch die Aussagen von Augenzeugen überein. Er war am Nachmittag mit seiner Geliebten in einem öffentlichen Garten gewesen, hatte sie bei einbrechender Nacht noch bis an ihre Haustür geleitet, und trat dann seinen Heimweg an. Vielleicht aus Freude über den frohen Tag und in Gedanken an die Liebste, von denen sein Herz voll war, suchte er schneller aus dem Gewühl der Gassen nach seiner stillen Kammer zu gelangen und fing an zu laufen. In der Friedrichsstraße ist er eben an einem Schenklokale vorüber gekommen, als hinter ihm ein Mensch aus dem Hause springt, quer über die Straße rennt, und ohne daß der Handwerker ihn nur gesehen, in einer Nebengasse verschwindet. Gleich darauf stürzt ein Anderer, ein Gensd'arme,

aus der Kneipe, sieht eine Strecke weiter unsern Handwerker laufen, und eilt ihm mit zornigem Eifer nach. Der Mann ist nicht wenig bestürzt, als er sich plötzlich durch eine brutale Faust aus seinen Träumereien geschreckt fühlt. Er sucht den Wächter der öffentlichen Ruhe umsonst zu belehren, daß er im Irrthum ist; die Faust desselben läßt seine Gurgel nicht los, sondern schüttelt ihn nur desto derber, und Schimpfwörter und Drohungen, ihn auf das Stadtgefängniß zu schleppen, schallen in sein Ohr. Dem Handwerker wird das zuletzt zu arg. Er stößt den Arm des Gensd'armen kräftig zurück und setzt sich zur Wehr. Da zieht dieser denn seine Waffe, und kaum hat der Handwerker Zeit, seinen Kopf mit dem Arm zu schützen, so fallen auch schon rasch nacheinander zwei scharfe Hiebe auf ihn herab. Der Arm ist ihm gestern abgenommen worden, aber der Oberarzt in der Klinik meinte gleich, daß er die Amputation schwerlich überstehen würde, und so wie ich ihn heute bei der Inspektion fand, wird er allem Voraussehen nach den morgenden Tag nicht mehr erleben. Vielleicht während wir sprechen, ist er todt.« –

»Abscheulich! Entsetzlich!« rief die Dame wieder. »Wer ist da noch sicher, von einem Polizeidiener nicht im eignen Hause umgebracht zu werden? Aber hoffentlich giebt es noch Gerechtigkeit im Lande! Apropos, Herr Kriminalrath, was wird wohl mit dem Gensd'armen geschehen?« –

Der Kriminalrath hatte mit dem Löffel tiefsinnig den Inhalt seiner Theetasse untersucht, indem er den zergehenden Zucker bald auf die Oberfläche brachte, bald wieder in das Getränk versenkte. Jetzt erhob er halb das Haupt, und sah über die Gläser seiner Brille zu der Fragenden auf.

»Wenig oder Nichts!« antwortete er ruhig.

»Der Kriminalrath will damit nur sagen,« nahm in dem allgemein entstehenden Lärm ein junger Maler das Wort, daß man höheren Orts den Amtseifer immer gern sieht, und auch seine Übertreibungen mit Rücksicht auf die veranlassende Pflichttreue stets gnädig zu beurtheilen weiß. Es ist ja bekannt, daß die uniformirten Helden des dreißigjährigen Friedens, wenn sie ihre Schutzwaffe gegen die beschirmten Unterthanen in Anwendung gebracht und PRO FORMA ein Urtheil von einigen Monaten Festungshaft erhalten haben, später desto sicherer auf Avancement rechnen können. Auch weiß ich von einer ganz ähnlichen Polizeigeschichte zu erzählen. In einer kurhessischen Stadt hatte ein Polizeidiener einem betrunkenen Bauer das Rauchen auf der Straße untersagt, dieser dagegen, dem ein solches Verbot wahrscheinlich neu und willkürlich erschien, Gegenerörterungen gemacht. Der von Natur sehr jähzornige Beamte wurde durch den Widerstand und die vielleicht nicht sehr höflichen Ausdrücke des betrunkenen Landmannes bald in die größte Wuth versetzt,

er zog seine Waffe vom Leder, und richtete den wehrlosen Mann dergestalt zu, daß derselbe nach einigen Tagen elend aus dem Leben schied. Nach langer Untersuchung wurde der Polizeidiener zu anderthalbjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Als er aber seine Haft antreten sollte, erklärte die Polizeidirektion, daß er einer der brauchbarsten Leute sei, den man vorläufig nicht entbehren könne. Die Strafe wurde auch suspendirt, und er hat sie bis auf den heutigen Tag noch nicht abgesessen. Dafür wurde er jedoch einige Zeit später zum Polizeisergeanten erhoben, und erhielt die ausschließliche Bewachung des gefangenen Professor Jordan, die er mit besonderem Eifer geführt haben soll. Der Mensch heißt Schmidt und lebt noch jetzt als Sergeant in Marburg.« –

»Wenn ich sagte, daß dem Gensd'armen, der den Schneider verwundete, wenig oder nichts geschehen würde, mein junger Brausekopf,« bemerkte der Kriminalrath, »so konnte diese Antwort nur der Rechtsfrage gelten. Der Gensd'arme hat einen in seinen Augen schuldigen Menschen verhaften wollen, dieser ihm dagegen Widerstand geleistet und ihn vielleicht auch gereizt; er ist daher im vollen Rechte, wenn er von der Gewalt seiner Waffe Gebrauch macht.« –

»Aber der Gensd'arme hatte ja in diesem Fall gar nicht das Recht, den Handwerker zu verhaften!« rief die Frau vom Hause wieder. »Der Handwerker war ja gar nicht der Schuldige!« –

»Einerlei, meine Gnädige,« sagte der Kriminalrath. »Er ist in jedem Fall der administrativen Gewalt zu Gehorsam verpflichtet. War er wirklich unschuldig, so konnte er desto eher in der sichern Erwartung, alsbald wieder in Freiheit gesetzt zu werden, dem Gensd'armen folgen.« –

»Ja, nachdem er unter dem Jauchzen der versammelten Menge verhaftet worden, hätte man ihn später ganz im Stillen wieder freigelassen!« warf der Arzt mit einem geringschätzigen Seitenblick ein. »Welche Satisfaktion wird dem unschuldigen, rechtlichen Mann, dem durch die öffentliche Verhaftung ein Brandmal aufgedrückt ist, wohl je zu Theil? Kann ihm eine Klage, selbst wenn er sie gewinnt, die Schmach, vor den Augen des Publikums so behandelt worden zu sein, vergessen machen?« –

»Und – und – erlauben Sie mir noch den Einwurf auf Ihre Behauptung,« sagte die Dame ungeduldig, indem sie mit dem Zeigefinger ihrer kleinen Hand befehlend auf den Tisch klopfte und ihren Lockenkopf zurückwarf. »Sie bemerkten, daß man in jedem Falle der administrativen Gewalt zu Gehorsam verpflichtet sei; meinen Sie das auch für den Fall, daß ein Polizeibeamter etwas durchaus Ungehöriges verlangt, z. B. Jemanden ins Wasser zu springen befiehlt? Wie dann, Herr Kriminalrath?« –

Der Kriminalrath legte den Theelöffel zur Seite und schob seine Brille höher unter die Augen.

»Der Staatsbürger,« begann er bedächtig, »ist seiner Obrigkeit und jedem ihrer vollstreckenden Werkzeuge Gehorsam schuldig, und es steht ihm ein Urtheil, ob der Befehl vielleicht ungehörig sei, gar nicht zu. Sie werden mir wenigstens einräumen, daß es der Polizei im entgegengesetzten Falle gar nicht möglich sein würde, einen in der That dringend Verdächtigen oder in ihren Augen überführten Verbrecher zu verhaften, indem alsdann jeder auf seine Unschuld oder die Ungehörigkeit der Maßregel hin sich widersetzen würde.« –

»Aber, Herr Kriminalrath –«

»Erlauben Sie, meine Gnädige, daß ich das gesetzliche Verhältnis erst auseinandersetze, dann werden sich Einwürfe und Fragen am einfachsten erledigen lassen. Es kommt hier doch nur auf die Rechtsfrage an, wie weit die gesetzliche Macht der Polizei reicht, und welche gesetzlichen Mittel Ihnen dawider zustehen. Ob Sie gegen die Gesetze selbst Einwendungen zu haben glauben, ist eine andere Sache. – Ich sagte, daß Jeder der exekutiven Gewalt Folge leisten müsse. Die Untersuchung, ob die einzelnen Maßregeln ungehörig waren, fällt der vorgesetzten Behörde anheim, an welche sich der in seinem Recht vermeintlich Gekränkte oder Unschuldige mit einer *Beschwerde* zu wenden hat. Ihre Bemerkung daher, mein junger Brausekopf,« wendete

er sich an den jungen Maler, »daß nämlich eine Klage, selbst wenn er sie gewinne, dem unschuldig Verletzten keine Satisfaktion gewähren könne, war diesmal nicht am Ort, denn eine Klage steht demselben gar nicht zu, würde vielmehr von jedem Gericht zurückgewiesen worden sein. Sein Rechtsweg ist der der Beschwerde an die vorgesetzte Behörde des veranlassenden Beamten —«

»Die alsdann die Beschwerde dem Angeklagten selbst zustellt, damit er sage, ob sich die Sache auch ganz so verhalte,« rief der Arzt lachend, »und das Resultat ist bei der natürlichen, unparteiischen Darstellung des Beklagten, dem seine Vorgesetzten ja vollen Glauben schenken, leicht vorauszusehen!« —

»Da in unserm Falle eine bloße Verwechslung vorlag,« fuhr der Kriminalrath fort, »indem der Gensd'arme den Schneider für den entlaufenen Schuldigen hielt, so zweifle ich allerdings nicht, daß der Schneider, wenn er sich hätte verhaften lassen, mit einer Beschwerde gar nichts, auch nicht einen Verweis an den Gensd'armen erreicht haben würde. Hätte der Gensd'arme den Handwerker bei einem peinlichen Zusammentreffen und nicht bei Ausübung seines Amtes verletzt, so hätte dem Handwerker der ordentliche Rechtsweg gegen ihn als Privatbeleidiger offen gestanden. Hier aber schützt denselben seine amtliche Funktion.« —

»Eine schöne Unterscheidung!« bemerkte der neben ihm sitzende rheinische Maler.

»Eine Klage gegen die exekutiven Behörden ist nur in dem einzigen Fall statthaft, daß Jemand einen Schaden an Besitz und Eigenthum nachweisen kann, der ihm durch eine außerordentliche Maßnahme erwachsen ist.« –

»Eine außerordentliche, d. h. gesetzlich nicht zu rechtfertigende,« sagte der Arzt zu der Dame des Hauses gewendet halblaut. Diese aber gab ihm ein Zeichen, an sich zu halten, und sah auf den Kriminalrath, der immer unbeirrt fortfuhr.

»Diesen Fall nämlich hat das Gesetz besonders vorgesehen, indem es dem Benachtheiligten ausdrücklich eine Entschädigungsklage gegen die Polizeibehörde zugesteht; doch ist dabei von einer Rehabilitation in die frühern Rechte nicht die Rede. Wenn es daher z. B. vorkommt, daß die Polizeibehörde Leute aus Orten, wo sie gesetzlich ein Heimathsrecht besitzen, dennoch fortweist, wie dies zuweilen höherer Rücksichten halber in Universitätsstädten geschieht: so haben diese Leute allerdings eine Entschädigungsklage auf den ihnen dadurch zugefügten Nachtheil am Eigenthum, nicht aber auf Wiedereinsetzung in ihre Rechte. Diese letztere wäre wiederum nur der Gegenstand einer Beschwerde an die vorgesetzte administrative Behörde, die dann nach Berichterstattung der Unterbehörde

entscheidet, ob zu jener außerordentlichen Maßregel Veranlassung war, oder nicht.« –

»Das ist aber doch mindestens eine Inkonsequenz der Gesetze,« bemerkte eine Dame aus der Gesellschaft. »Das richterliche Erkenntniß erkennt den von einer solchen außerordentlichen Maßregel Betroffenen den Rechtsanspruch auf Entschädigung zu, spricht also damit ihre Schuldlosigkeit aus, denn Verbrechern würde man keinen Anspruch wegen des durch ihre Strafe erlittenen Schadens zuerkennen: gleichzeitig aber gestatten die Gesetze der Polizeibehörde, die Leute trotzdem als Verbrecher zu behandeln und trotz der richterlichen Ehrenerklärung doch die Maßregel gegen sie durchzuführen.« –

»Dies betrifft wieder die Frage, ob die Gesetze ausreichend sind, mein Fräulein,« erwiderte der Kriminalrath unbeirrt, »während es hier nur auf die Feststellung dessen ankommt, was die Polizei und ihre Beamten ohne Verletzung der Gesetze ausüben können. – Ich sagte, daß jeder Staatsbürger der administrativen Gewalt Folge zu leisten habe, daß ihm wegen vermeintlich ihm zugefügten Unrechts der Weg der Beschwerde, und nur wegen erlittenen Verlustes die Entschädigungsklage gegen die Polizei zustehe. Widersetzt er sich aber, so hat die Behörde sowie der exekutive Beamte das Recht, gewaltsam gegen ihn zu verfahren, und er selbst hat sich durch seine Widersetzlichkeit jedenfalls einer strafbaren Handlung schuldig gemacht.

Darüber, ob die Maßregel der Behörde oder des Beamten, welche die Widersetzlichkeit hervorrief, gerechtfertigt oder ungerecht war, hat nur die vorgesetzte Behörde zu entscheiden, und die Beamten sind Niemanden sonst darüber verantwortlich, als eben nur ihrer vorgesetzten Behörde. Die Widersetzlichkeit bleibt in jedem Fall strafbar.« –

»So werden Sie uns demgemäß jetzt wohl auseinandersetzen,« bemerkte die Frau vom Hause wieder, »wie das Verhältniß in dem von mir gedachten Falle sein würde, wenn nämlich ein Polizeibeamter von Jemanden verlangte, daß er ins Wasser springen solle?«

–

»Ich wollte soeben darauf kommen, gnädige Frau,« antwortete der Kriminalrath nach einigem Nachdenken. »Der einzelne Beamte hat unzweifelhaft das Recht, gegen Jedermann, weiß Standes er auch immer ist, einzuschreiten. Er kann den Niedrigsten, wie den Höchsten Nachts aus seinem Bette holen und ins Gefängniß transportiren.« –

»Bei uns nicht!« rief hier der Rheinländer.

»Es ist wahr, bei Ihnen kann er es nur am Tage,« fügte der Kriminalrath lächelnd hinzu, »überall aber ist er von seinem Schritt nur seinen Vorgesetzten Rechenschaft schuldig und bis dahin kann er, wie gesagt, von Jedermann Folgsamkeit verlangen.« –

Hier machte der Redner eine kleine Pause, während welcher ihn die ganze Gesellschaft erwartungsvoll anblickte.

»Ich glaube daher,« fuhr er wieder fort, »ja, – da das Gesetz keine Ausnahme statuirt, so muß man als gewiß annehmen, daß der Unterthan jedem Organ der administrativen Gewalt Folge leisten muß, selbst wenn es von ihm verlangt, ins Wasser zu springen. Das ist nach Wortlaut des Gesetzes ganz gewiß. Ertrinkt er bei diesem Experiment, so haben seine Erben nur alsdann ein Klagerecht, wenn sie erweislich durch den Tod ihres Erblassers einen Schaden erlitten haben; im Übrigen ist der Polizeibeamte über seinen Befehl an den Ertrunkenen gesetzlich nur seinen Vorgesetzten Erklärung schuldig. Es ist in diesem Fall nicht zu bezweifeln, daß der Beamte, der so eigenmächtig und unverantwortlich handelte, von seinen Vorgesetzten fallen gelassen würde, wahrscheinlich sogar, daß man ihn den Gerichten übergäbe; auch bezweifle ich nicht, daß man Ihnen im vorkommenden Falle die Weigerung, solchem Befehl Folge zu leisten, gewiß ungeahndet hingehen ließe: allein streng gesetzlich betrachtet, müssen Sie ihm gehorchen.« –

Die Gesellschaft sprach nunmehr über diesen Gegenstand mit großer Lebhaftigkeit hin und wieder. Die Meisten kamen darin überein, daß solchergestalt der Polizei die Ausübung großer Willkühr zustehe; daß es

gar nicht darauf ankomme, ob sie vielleicht in Wirklichkeit keinen so schreienden Mißbrauch davon mache, wie das letzte Beispiel meine, daß es aber schlimm genug sei, daß solch ein Mißbrauch überhaupt nur Statt finden *könne*.

Der Kriminalrath hatte an dieser Diskussion keinen Antheil genommen, als ihn jetzt die Wirthin durch eine Frage ins Gespräch zog.

»Es läßt sich nicht leugnen,« sagte er am Schluß einer sehr gelehrten Erklärung über das Wesen der Polizei, »daß bei den gegenwärtigen Verhältnissen dem einzelnen Beamten sehr viel Eigenmächtigkeit und willkürliche Handhabung seiner Gewalt überlassen ist. Auch gestehe ich, daß es schlimm und mit den Rechtsbegriffen nicht ganz vereinbar erscheint, wenn diese Gewalt der Polizeibehörde so wenig normirt ist, daß sich ein Mißbrauch oder eine Überschreitung derselben, und also auch eine gesetzliche Verantwortung, fast gar nicht bestimmen lassen. Allein bei den gegebenen Verhältnissen muß man sich nun einmal mit dem Vertrauen behelfen, daß die *Polizeibehörde* außerordentliche, oder wenn Sie so wollen: willkürliche und eigenmächtige Maßregeln nicht ohne dringende Veranlassung ausüben wird, dagegen wenn solche vielleicht von ihren Beamten ausgeübt werden sollten, dies zu ahnden weiß. Die Polizei ist eine Sicherheitsbehörde, und als solcher muß man ihr das Recht zu außerordentlichen Maßregeln einräumen, die vielleicht

den strengen Rechtsbegriffen nicht gemäß, aber zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung nothwendig sind. Das ist jedoch keine Willkühr, sondern eben Nothwendigkeit der Sicherheitsbehörde.« –

»Was man so öffentliche Ordnung heißt!« erwiderte der junge Arzt. »In einer Gesellschaft freilich, welche die Ungleichheit und die Gegensätze zur Bedingung ihres harmonischen Ganzen macht, sind Sicherheitsbehörden zur Aufrechthaltung dieser Ordnung nothwendig; es könnte ja sonst den privilegirten Unterdrückten und Verhungernden einmal einfallen, das Privilegium der Herren und Eigenthümer unsicher zu machen und die Unordnung der Gleichheit einzuführen. So lange Sie von der heutigen Gesellschaft ausgehen, haben Sie hierin vollkommen Recht, Herr Kriminalrath, und Sie werden dann gewiß auch so konsequent sein, die größte Despotie als die größte Garantie der Sicherheit der öffentlichen Ordnung anzuerkennen. – Wenn Sie aber der Polizei durchaus den Begriff der Willkühr nicht zugestehen wollen, so thun Sie doch Unrecht. Sie sagen, die Behörden selbst würden nur bei dringenden Veranlassungen, also zur Sicherung der bekannten öffentlichen Ordnung, sogenannte außerordentliche, mit den menschlichen und richterlichen Rechtsbegriffen nicht ganz übereinstimmende Maßregeln in Anwendung bringen. Allein wer entscheidet denn über die Veranlassung und ihre Dringlichkeit? Giebt es bestimmte Gesetze hierüber? Oder ist die Berufung

der dringenden Veranlassung und höherer Rücksichten nicht vielmehr der Willkühr der Polizei überlassen, welche eben nur sich selbst verantwortlich ist? Sie vertrauen ferner, daß die Polizeibehörde dagegen wohl außerordentliche Maßregeln, die ein einzelner Beamter eigenmächtig ausgeübt, ahnden werde. Wer aber entscheidet über die Eigenmächtigkeit, die Unbefugtheit seiner Maßnahme? Der Beamte ist nur seiner Behörde gegenüber, also den Polizeibegriffen gemäß, die ihn selbst leiten, verantwortlich; es fällt daher auch hier wieder den unbegrenzten Polizeibegriffen und der Willkühr der Polizei die Bestimmung anheim, ob der Beamte seine außerordentliche Maßregel aus unbefugter Eigenmächtigkeit oder aus dringender Veranlassung ausgeübt hat. – Übrigens weiß ich auch nicht, warum die Polizei nicht willkührlich handeln sollte. Sie ist, wie Sie selbst sagten, eine Sicherheitsbehörde, sie steht nicht auf dem Rechts- oder Gesetzes-Boden; darum kann man ihr keinen Vorwurf aus der Handhabung ihrer Unrechtmäßigkeit und Ungesetzlichkeit machen.« –

»So vertheidigen Sie also die Einrichtung der Polizei?« sagte die Frau vom Hause.

»Da schieben Sie mir, weil ich mit dem Einen nicht einverstanden bin, die entgegengesetzte, kontradiktorische Meinung unter, gnädige Frau. Ich tadelte, daß man der Polizei aus ihrer Willkühr einen Vorwurf

machte, deshalb aber bin ich noch kein Freund des Polizeiverfahrens.« –

»Unser Aller Ziel muß ein geordneter Rechtszustand sein, worin die Rechte des Einzelnen möglichst geschützt sind,« sagte der Kriminalrath. »Mag man nun auch zugeben, daß in unsern Verhältnissen der Willkühr ein allerdings großer Spielraum gegönnt ist, was sich aber durch Feststellung engerer Gesetze z. B. nach Art der englischen HABEAS-CORPUS-Akte ändern ließe: so muß man andererseits bedenken, daß ein ganz vollkommener Schutz doch nie zu erreichen ist. Die Polizei ist ein nothwendiges Übel. Ohne sie wäre es nicht möglich, einen Verbrecher vor das Gesetz und zur Strafe zu ziehen, und wenn auch einmal, was sich selbst durch den geordnetsten Rechtszustand nicht ganz vermeiden läßt, aus Irrthum oder Versehen einem Unschuldigen zu nahe getreten wird, so muß er sich dann mit der gerichtlichen Anerkennung seiner Unschuld und dem Gedanken trösten, daß er ohne die Wachsamkeit dieser Behörde selbst keinen Schutz seiner Rechte haben würde.« –

»Sie wollen das Hühnerauge beschneiden, während es darauf ankommt, das brandige Bein abzunehmen,« sagte der Arzt. »Die Polizei ist ein nothwendiges Übel, aber nothwendig nur in unserer heutigen Gesellschaft. Statt daher die Nothwendigkeit aufzuheben, indem Sie die Bedingung der heutigen Gesellschaft aufheben, wollen Sie nur das Übel verkleinern, indem Sie seiner

Wirkung engere Grenzen setzen. Suchen Sie die Voraussetzung der Polizei: das Verbrechen, und die Voraussetzung des Verbrechens: die Ungleichheit der Erziehung und äußeren Verhältnisse in Ihrer unebenen Gesellschaft, mit Einem Wort heben Sie die Armuth auf, und Sie brauchen keine Willkühr der Polizei länger zu fürchten. – Überhaupt verstehe ich die Ausdrücke Gesetz und Strafe nicht. Beide setzen Unordnung und Unnatur in der Gesellschaft voraus; in einem harmonisch organisirten Ganzen sind Gesetz und Strafe überflüssig.« –

Hier wurde die Unterhaltung durch den Eintritt eines Neuankommenden unterbrochen. Es war der Oberarzt der Klinik. Als er Platz genommen hatte und die Hausfrau ihm Vorwürfe über die Verzögerung seines Kommens machte, sagte er:

»Ich bitte um Verzeihung, allein ich mußte mich nothwendig noch nach der Klinik begeben, um nach dem Schneidergesellen zu sehen, den der Gensd'arme verwundet hatte. Es ist des Zeugnisses wegen.« –

»Und wie haben Sie ihn gefunden? – Wir sprachen soeben davon,« sagte die Dame.

»Er ist todt,« erwiderte der Doktor ruhig.

In der Gesellschaft entstand eine tiefe, stille Pause, nur einigen Damen entschlüpfte ein leiser Ausruf mitleidiger Theilnahme. Der Oberarzt rührte gleichgültig mit dem Löffel in seiner Theetasse.

»Das Mädchel, seine Geliebte, war da und weinte, weil sie nicht zu ihm gelassen wurde. Es ging aber auch nicht an. Er hatte sein Bewußtsein bis zum letzten Augenblick. Der arme Teufel! Er ist recht muthig gestorben, nur das Schicksal seiner alten blinden Mutter und seiner Liebsten lag ihm sehr im Sinn!« –

DIE VORGESETZTE DIENSTBEHÖRDE.

In dem Salon war wieder der gewöhnliche Kreis von Hausfreunden versammelt. Der Kriminalrath saß auf seinem alten Platz und wiegte sich in dem gemächlichen Lehnstuhl, der stets für ihn besonders hingerückt wurde. Mehrmals schon hatte er sich in Erwartung der kommenden Dinge forschend umgesehen; da es ihm indeß zu lange zu währen schien, nahm er jetzt wie in der Zerstreung ein Stück Kuchen vom Tisch, und verzehrte es mit gedankenvoller Miene. Die Hausfrau stand seitwärts an einem Nebentisch und war eben mit Eingießen des Thees beschäftigt, während die Mädchen die Tassen herumreichten. Nur der junge Arzt fehlte.

»Es ist recht Schade, daß unser Doktor nun an unsern kleinen Zusammenkünften keinen Theil mehr nehmen kann,« sagte die Hausfrau zu den Gästen gewendet. »Er war ein vielseitig gebildeter junger Mann, und wußte der Unterhaltung durch seine eigenthümlichen, aber gründlichen Ansichten ein doppeltes Interesse zu verleihen.« –

Der Kriminalrath tauchte eben ein Stück Kuchen in seine Tasse und sagte achselzuckend:

»In der That, seine Ansichten waren zuweilen sehr eigenthümlich. Sie haben ihm auch sein jetziges Geschick zugezogen.« –

»Es mag immer noch Vielen eigenthümlich scheinen,« sagte der Maler, »wenn Jemand mit den herrschenden Grundsätzen im Widerspruch steht. Aber die Geschichte kann uns überall zeigen, daß der sogenannte beschränkte Unterthanenverstand doch zuletzt immer über die privilegierte Weisheit den Siegespreis davongetragen hat, sowohl den Preis der Vernunft als den des thatsächlichen Kampfes.« –

»Daß Jemand im Widerspruch mit den herrschenden Ansichten *steht*, kann kein Vorwurf für ihn sein, zumal wenn seine Überzeugung aus wahrer Kritik der Verhältnisse hervorgegangen ist,« bemerkte der Angegriffene. »Wenn er aber als Einzelner auch äußerlich in offenen, schroffen Widerspruch und Kampf mit ihnen *tritt*, so kann man das wohl eine Thorheit nennen.« –

»Wenn es seine wahre Überzeugung ist, so muß er auch damit ans Licht treten und sie vertheidigen dürfen. Der Muth einer Meinung ist immer achtungswerth, und das Bischen Verfolgung trifft *seine* Sache nicht. – Wenn Sie es aber für Thorheit erachten, daß er allein mit der Wahrheit beim Volke durchzudringen hofft, so mögen Sie Recht haben. Die Wahrheit selbst ist den Leuten gleichgültig, ja sie fürchten sich sogar davor.

Bei der Erziehung schon suchen die Ältern ihre Kinder ängstlich vor solchen Meinungen zu hüten, die sie doch in ihrem Innern als die einzig auf Wahrheit beruhenden erkennen, bloß weil dieselben mit den herrschenden Ansichten in Widerspruch stehen. Diese Feigheit ist die nothwendige Folge gewisser demoralisirenden Einrichtungen. Wo die Wahrheit aber wirklich mit den Massen durchgedrungen ist, waren es immer nur andere äußere Verhältnisse, die den Kampf veranlaßten. Für die bloße Wahrheit tritt selten ein Volk, am wenigsten das unsre, thätlich in die Schranken.« —

»Da sieht man die echten Politiker,« sagte die Hausfrau, sich an den Tisch setzend. »Kaum hat man den Rücken gewendet, so liegen sie auch schon in Hader.«

»Und wir Andern haben noch gar nicht einmal erfahren, was denn dem Doktor geschehen ist, und weshalb er an der Gesellschaft keinen Theil mehr nehmen könnte?« bemerkte eine junge Dame.

»Der Doktor,« sagte die Hausfrau, »war mit einigen seiner Bekannten an einem öffentlichen Ort, und man sprach darüber, daß der Gensd'arme ohne Strafe ausgegangen sei, der jüngst den Schneider in der Friedrichsstraße auf den Tod verwundet hatte. Die Äußerungen des Doktors müssen nicht eben sehr vorsichtig gewesen sein, denn in Folge einer Denunciation wurde er zur polizeilichen Untersuchung gezogen und aus der Stadt verwiesen.«

»Da man ihm Form Rechtens nichts anhaben konnte,« sagte der Maler.

»Also der Gensd'arme ist wirklich leer ausgegangen?« fragte der Referendar, ein Verwandter der Hausfrau, welcher auf Besuch in der Residenz war.

»Und der arme Doktor hat wirklich die Stadt verlassen müssen?« fügte theilnehmend die junge Dame hinzu.

»Der Gensd'arme ist leer ausgegangen, wenigstens ohne Strafe, wie es vielleicht Manche erwartet hatten; denn das Polizei-Präsidium war der Ansicht, daß ihm gegen einen Verhafteten, der ihm thätlichen Widerstand leistete und ihn insultirte, die Anwendung seiner Gewalt zugestanden habe, also ein Vergehen von seiner Seite nicht vorliege,« erwiderte der Kriminalrath wohlgefällig, »ganz wie ich die Sache von vornherein betrachtete. Und der Doktor hat vorgestern die Stadt verlassen müssen, obwohl er sich sehr auf sein Indignat und seine Rechte als Landeskind berief. Indeß eine polizeiliche Verfügung —«

»Hat mit Rechten nichts zu schaffen,« bemerkte der Maler.

»Die Polizeibehörde muß jedoch diesmal wohl ganz bestimmte Gründe gehabt haben,« sagte der Kriminalrath, »denn der Doktor hat auf seine Beschwerde beim Ministerium den Bescheid bekommen, daß es bei der Verfügung der Polizeibehörde sein Bewenden haben müsse.« —

»Man weiß ja, was eine Beschwerde in dem Labyrinth unserer Bureau-Wege erreichen kann, wo ein Dritter bei einem Beamten gegen einen Beamten, bei der Polizei gegen die Polizei Schutz sucht,« warf der Maler ein. »Überdies scheinen die Gründe bei des Doktors Ausweisung nicht sehr dringend gewesen zu sein, denn der Polizeidirektor sagte ihm, daß man das Dekret wohl zurückgenommen hätte, wenn er statt auf sein Recht als Landeskind zu pochen, bescheiden um Rücknahme der Verfügung nachgesucht hätte: so aber hätte man zeigen müssen, daß man die einmal erlassene Verfügung auch durchzuführen vermöge. Was aber den Gensd'armen betrifft, so weiß ich aus zuverlässiger Quelle, daß derselbe von seiner vorgesetzten Dienstbehörde einen Verweis erhalten, sich künftighin vorzusehen. Man muß also doch sein Verhalten nicht so ganz in der Ordnung gefunden haben.« –

»Bei dem Weg der Beschwerde mögen die Beteiligten allerdings oft zu keinem genügenden Ziel kommen,« sagte der Referendar aus der Provinz, »aber die vorgesetzten Behörden sind auch oft, ohne ihr Wissen, bloß durch die bestehenden Einrichtungen der Gefahr ausgesetzt, Partei für ihre Unterbeamten nehmen zu müssen. Ich habe erst kürzlich in meiner Heimath einen sehr eklatanten Fall dieser Art erfahren.« –

Der Kriminalrath sah den Sprechenden mit einem sonderbar fragenden Blick an, die Gesellschaft aber

verlangte neugierig die Geschichte zu hören. Die Stühle wurden näher um den Tisch gerückt, die Hausfrau füllte noch einmal Thee nach, und der Referendar begann nunmehr seine Erzählung.

»In dem Hause, wo ich seit meiner Beschäftigung beim *** Gericht wohne, lebte unten im Erdgeschoß auch ein armer Schuster, eigentlich wohl nur ein Flickschuster zu nennen, denn er hatte wenig anderes als Flickarbeit für seine Kunden zu besorgen. Ich war beim Ein- und Ausgehen schon auf ihn aufmerksam geworden, da ich ihn bei seinem höchst kümmerlichen Verdienst immer singend und guter Dinge fand; später erbot er sich mir zur Aufwartung, und so wurde ich genauer mit ihm bekannt. Es war eine drollige humoristische Figur, mit einem überraschend schlagenden Witz begabt, und dabei von ungemeiner Lernbegierde. Ich unterhielt mich gewöhnlich jeden Morgen längere Zeit mit ihm, eigentlich um mich an seinen Späßen und seiner ganzen drolligen Weise zu ergetzen, aber ich mußte bald auch seinen wißbegierigen Ernst bewundern, und gestehe, daß mich dieser arme Teufel aus dem Volk manchmal durch seine Fragen in Verlegenheit gesetzt hat. Dabei hatte er einen so richtigen Urtheilssinn, wie ich ihn selten unter solchen Leuten gefunden habe. Ich bin überzeugt, daß der Mensch zu höchst Bedeutendem berufen war, aber seine Armuth

fesselte ihn in den Koth der Gesellschaft und ließ seine Gaben unbenutzt verderben.

Eines Morgens trat Schwind, so hieß der Schuster, mit sehr verlegener Miene in mein Zimmer, nachdem er den Tag vorher ausgeblieben war. Statt wie sonst mir sogleich seine Neuigkeiten aufzutischen, nahm er nach kurzem Gruß die Kleider, und begab sich mit auffallender Schweigsamkeit auf den Korridor, von wo ich bald das Geräusch seiner eifrigen Bürste vernahm. Als er wieder hereinkam, hing er die Sachen an ihren gewöhnlichen Ort, und machte sich, da ich von meiner Arbeit nicht aufblickte, noch einen Vorwand der Beschäftigung.

»Der Herr Doktor haben sich wohl gewundert,« sagte er endlich, daß ich gestern morgen nicht zur Aufwartung gekommen bin. Aber wahrhaftig, ich war nicht Schuld daran, daß ich die Nacht auf der Polizei gesessen habe.« –

Diese Einleitung setzte mich in neugierige Verwunderung, denn ich kannte Schwind als einen ordentlichen ruhigen Menschen. Ich schob meine Akten zur Seite und fragte, indem ich mich im Stuhl zu ihm hinkehrte:

»Was, Schwind! Ihr habt auf der Polizei gesessen? Also trinkt Ihr auch, das hab' ich früher noch nicht an Euch gekannt, denn wahrscheinlich habt Ihr in der Trunkenheit Skandal oder Schlägerei angefangen, daß man Euch so untergebracht hat?«

»Gott bewahre, Herr Doktor!« sagte der arme Teufel erschreckt. »Sie werden gewiß selbst sagen, daß ich gar nichts Besonderes gethan habe. – Sehen Sie, vorgestern Morgen bekomme ich einen Brief aus der nächsten Ortschaft, worin mir mein Bruder schreibt, daß ich ihm entgegenkommen solle, und auch drei Thaler in die Tasche stecken möge, damit er die am Stadthor vorzeigen könne. Nun müssen Sie wissen, Herr Doktor, daß mein Bruder seit zwei und einem halben Jahr auf der Wanderschaft ist und wir uns in der Zeit nicht gesehen haben. Ich nehme also drei Thaler und gehe meinem Bruder entgegen. Auf dem Rückweg gebe ich ihm nun das Geld, welches er am Thor vorzeigt, und als wir so in die Stadt gekommen sind, giebt er mir das Geld wieder, denn er ist ein tüchtiger gelernter Geselle und braucht um ein Unterkommen nicht besorgt zu sein.« –

»Wozu muß er denn am Thor drei Thaler vorzeigen,« fragte ich den Schuster, »das ist eine Bestimmung, die ich noch nicht kenne.« –

»Das ist so eine Vorschrift in unserm Lande,« antwortete mir Schwind. »Jeder wandernde Handwerksbursch muß am Thor drei Thaler vorzeigen, oder er wird gar nicht in die Stadt gelassen und muß wieder umkehren.« –

»Wahrscheinlich um zu verhüten, daß ein Geselle, der keine Arbeit findet, der Gemeinde zur Last fällt.« –

»Ich glaube wohl,« sagte der Schuster. »Aber es ist doch eine schlechte Einrichtung. Wenn ein armer Handwerksbursch, der keine drei Thaler besitzt, an eine Stadt kommt, wo er sicherlich ein Verdienst finden kann, so wird er zurückgewiesen. Heißt das nicht den Armen auf Kosten der Reichen das Brod verkürzen? Und wenn sie ihm so sein Unterkommen verwehren, wie sorgen sie wohl weiter für ihn? Er muß denselben Weg, auf dem er gekommen ist, zurück machen, ohne Geld, ohne Verdienst, und das Betteln ist ihm auch verboten. Nirgends nehmen sie ihn auf. Auf diese Art kann er zehnmal verhungern, ehe er es einmal zu etwas bringt, oder er muß sich durch Lügen und Kniffe zu helfen suchen; er wird ja dazu gezwungen. Die meisten thun das denn auch. Entweder geben sie einem Bauer, der in die Stadt fährt, ihren Ranzen, Stock und Hut in Verwahrung, und gehen wie Tagelöhner hinein; oder wenn mehrere zusammen sind, so geben sie Einem ihr gesamntes Geld, damit dieser zuerst in die Stadt geht, auf der Herberge seine Sachen ablegt, und den draußen Wartenden das Geld zurückbringt. So kömmt denn Einer nach dem Andern hinein.« –

»Und die Leute sind immer so ehrlich, und bringen das Geld zurück?« fragte ich den Handwerker. »Es macht sich nie Einer mit dem Geld fort, und läßt die Andern sitzen?« –

»Das kommt wohl nie vor,« antwortete Schwind mit dem Ausdruck ehrlicher Überraschtheit. »Die Leute

sind durch die Gleichheit ihres Looses fast an Gemeinleben gewöhnt, und da betrügt nie Einer den Andern. Ich habe wenigstens nie davon gehört.« –

»Aber wie hängt das nun mit Eurer Verhaftung zusammen?« –

»Ja, sehen Sie also, Herr Doktor, nachdem wir in die Stadt gekommen waren, begleitete ich meinen Bruder auf die Herberge: denn wenn man einander so lange nicht gesehen hat, so will man auch wieder einmal ein Glas zusammen trinken. In der Herberge waren nun mehrere andere Handwerksburschen zugegen, die sich ebenfalls in die Stadt hatten schmuggeln müssen, und als wir uns zu ihnen setzten, erzählte mein Bruder ihnen seine Einfahrt, und wie das so ist, wurde darüber weiter gesprochen.« –

»Das heißt, es wurde darüber weidlich losgezogen?«

–

»Nicht viel, Herr Doktor. Mein Bruder und ich hatten uns auch mehr über andere Sachen zu unterhalten. Nun saß da aber auch ein Kerl, dem ich von vornherein nicht traute, ein Fleischergeßell hier aus unserer Gasse, ein grundliederlicher Mensch, den ich mir dadurch verfeindet habe, daß ich ihm einmal abschlug, ohne Bezahlung ein Paar Stiefel zu besohlen. Der hat nun wahrscheinlich die Geschichte mit meinem Bruder, so wie er sie gehört hatte, auf der Polizei angezeigt, denn

ich kriegte am Nachmittag eine Vorladung vor den Revierkommissarius, zu dem sie auch schon meinen Bruder geholt hatte. Der Kommissarius fuhr mich gleich mit groben Worten an, wie ich mich unterstehen könne, den Leuten bei Umgehung der Polizei-Vorschriften behülflich zu sein? Ob ich nicht wisse, daß ein Handwerksbursch, der ohne Geld herumvagabondire, die Stadt nicht betreten dürfe? Ich wußte nun nicht, daß mein Bruder, der die drei Thaler nicht mehr aufweisen konnte, die Sache schon eingestanden hatte, und sagte: daß das nicht wahr sei, ich hätte ihm kein Geld geliehen. Da zog mich der Kommissarius beim Rockkragen vor meinen Bruder hin, und rief diesem zu, er solle doch dem Lügner noch einmal die Wahrheit erzählen. Wie ich das hörte, gestand ich denn, daß ich meinem Bruder allerdings drei Thaler geliehen, daß mir das aber meiner Ansicht nach Niemand verwehren könne, und daß es mich nichts angehe, wozu er das Geld brauche. Nun fuhr der Kommissarius erst recht auf mich ein, und sagte zuletzt:

›Solches Lumpengesindel glaubt auch noch die Polizei an der Nase herumführen zu können.«

»Da lief mir denn auch die Galle über. Ich sagte, daß ich mir solche Ausdrücke verbitte, oder mir schon auf andere Weise Recht verschaffen wolle. Das machte ihn noch gröber, und wie das so geht, gab ein Wort das andere. Zuletzt ließ er uns Beide durch seinen Sergeanten nach dem Polizeigefängniß bringen. Sehen Sie, Herr

Doktor, das ist in Wahrheit die ganze Geschichte, um derentwillen ich gestern nicht gekommen bin, und Sie werden gewiß selbst sagen, daß ich unschuldig daran war. Aber ich werde mir das auch nicht gefallen lassen.« –

»Wahrscheinlich wird Euch jedoch nichts Anderes übrig bleiben!« sagte ich dem Schuster auf diesen zornigen Epilog seiner Erzählung. »Die Nacht auf dem Gefängniß wird Euch Niemand abnehmen.« –

»Aber ich will doch sehen, ob ich dafür eingesperrt werden kann, weil ich meinem Bruder drei Thaler leihe!« eiferte er weiter. »Und wissen will ich, ob der Kommissarius das Recht hat, ehrliche Arbeiter Lumpengesindel zu tituliren! Gestern Mittag erst ließen sie uns aus dem Loch und nahmen im Polizeihaus ein Protokoll über uns auf. Dann brachten sie meinen Bruder aus der Stadt, – das mag vielleicht in der Ordnung sein, aber mich mußten sie freilassen; ich lief gleich zu Ihnen, um Sie zu bitten, mir eine Klagschrift aufzusetzen. Da Sie nicht zu Hause waren, ging ich zu dem Studenten im Hintergebäude, den ich auch bediene, und der hat mir denn eine Beschwerdeschrift an das Polizeidirektorium aufgesetzt.« –

Ich war der Ansicht, daß er seine Beschwerde besser bei sich behalten hätte, aber Schwind antwortete, er wolle sich sein Recht nicht nehmen lassen, und brauche sich darin vor Niemanden zu fürchten. Überdies war die Vorstellung auch bereits abgegangen.

Da mich die Sache interessirte, so erkundigte ich mich nach einigen Tagen bei einem meiner Bekannten danach, welcher auf der Polizei arbeitete. Hier vernahm ich schon, daß der Kommissarius bei seinem Vorgesetzten in sehr gutem Ansehen stehe, und daß bisher gegen denselben noch keine Beschwerde laut geworden sei. Es war daher mit Gewißheit anzunehmen, daß sich der Polizeidirektor in dieser ersten Beschwerde, wenn sie nicht auf gar zu gräuliche Veranlassung gegründet war, seines Unterbeamten annehmen werde.

Und das geschah denn auch.

Der Polizeidirektor gab dem Kommissarius selbst die Beschwerde, und befragte ihn bloß über die Veranlassung der Sache. Der Kommissarius erklärte darauf, daß er die beiden Handwerker zur Vernehmung nach der Polizei transportirt habe, weil der Eine die polizeilichen Vorschriften beim Eintritt in die Stadt umgangen, und der Andere ihm dabei behülflich gewesen sei. Ob er den Ausdruck »Lumpengesindel« gebraucht, wisse er nicht; indeß sei es gar nicht anders möglich, als daß Einem bei solchen Leuten, die in überwiesenen und theilweise geständigen Vergehen noch die dümmsten Lügen und Kniffe versuchten und freche Reden führten, endlich auch einmal das Maaß der Geduld überlaufe.

Mit dieser Erklärung war die Sache für den Polizeidirektor hinlänglich erörtert. Schwind wurde nach einigen Tagen auf das Polizeiamt geladen, und erhielt hier einen Verweis über die Frechheit, mit der er nach seinem ungesetzlichen Betragen noch Beschwerde führen wollte. Als er darauf zu repliciren versuchte, warf ihn der Polizeiaktuar zur Thür hinaus.

Dies war das förmliche Resultat seiner Beschwerde. Nebenbei aber hatte er sich auch den Polizeikommissarius persönlich verfeindet, und dieser wartete nur auf eine Gelegenheit, um den Schuster für seine Respektlosigkeit büßen zu lassen.

Mittlerweile hatte sich Schwind's Bruder im Lande herum von Ort zu Ort gewendet. Ein paar Mal war er auch von Meistern in Arbeit genommen worden, allein der Verdienst war im Ganzen sehr gering, und es gefiel ihm daselbst überhaupt nicht. Er schrieb daher wiederum an seinen Bruder, und bat ihn um das nöthige Geld, damit er jetzt zurückkehren könne. Schwind schickte ihm drei Thaler und schrieb ihm dabei, daß er ihm dieselben schenke.

Somit zog der Handwerksbursch wieder nach der Stadt, in der sichern Voraussetzung, daß man ihm nunmehr nichts weiter anhaben werde. Er war jedoch

kaum zwei Tage am Ort, als der Kommissarius, der davon Nachricht erhielt, ihn verhaftete und als einen Widersetzlichen, der trotz polizeilicher Ausweisung wieder zurückgekehrt sei, nach dem Polizeigefängniß ablieferte. Hier blieb er acht Tage. Dann aber wurde er trotz seiner Vorstellung, daß er jetzt den vorschriftmäßigen Anforderungen genügen könne, aus der Stadt geschafft und zugleich bei geschärfter Gefängnißstrafe verwarnt, je wieder zurückzukehren.

Schwind erzählte mir diese neue Wendung der Dinge mit eben nicht gelinden Ausdrücken gegen den Polizei-Kommissarius, und bat mich im Namen seines Bruders, eine Beschwerde an das Polizeidirektorium zu entwerfen. Obwohl ich mir von solchem Beschwerdeweg gleich zu Anfang wenig Erfolg versprach, so erfüllte ich doch Schwind's Bitte um so mehr, als meiner Ansicht nach die schon bestehenden Verhältnisse nicht wohl verschlimmert werden konnten. Die neue Eingabe ging ab, und kam in erster Instanz an den Polizeidirektor. Dieser aber hatte bereits das erste Verfahren des Kommissarius gegen Schwind's Bruder gutgeheißen, und war daher hier gewissermaßen zur Parteinahme gezwungen.

Ich vernahm später, daß der Polizeidirektor den Kommissarius habe zu sich kommen lassen und ihm über sein Verfahren einen Verweis gegeben habe. Die

Beschwerde Schwind's aber wurde nichtsdestoweniger als unbegründet zurückgewiesen und das Verfahren gegen den Handwerksburschen bestätigt. Das ist nicht selten der Verlauf des Beschwerdeganges. Das erste Mal wird die vorgesetzte Behörde regelmäßig ihren Unterbeamten in Schutz nehmen, indem der Beschwerdeführer ihr ferner steht; beim zweitenmal ist sie dann schon selbst als Partei betheiligt.

Schwind remonstrirte diesmal nach der Residenz an das Ministerium. Nachdem seine Beschwerde hier einige Zeit gelegen, wurde sie der Polizeidirektion unserer Stadt zur Berichterstattung eingeschickt. Der Polizeidirektor ließ nun wieder den Bericht des Kommissarius zu Protokoll nehmen, um darauf seinen eignen letzten Bescheid zu ergänzen. Daß hierbei die Angelegenheit Schwind's in kein eben günstiges Licht treten konnte, war wohl natürlich, denn jetzt war nicht mehr der Kommissarius allein der Beklagte, sondern der Polizeidirektor hatte selbst seine letzterlassene Entscheidung zu justificiren. Als die Entschließung des Ministeriums endlich einlief, war sie denn auch, wie dies nur zu erwarten stand, eine abweisende.

Von nun an saß der Kommissarius dem armen Schuster mehr als je auf dem Nacken. Sei es, daß er wirklich einzelne Veranlassungen dazu fand, sei es, daß er nach der letzten Wendung die Stimmung seines Vorgesetzten nicht mehr fürchten zu müssen glaubte, kurz, die kleinen Quälereien nahmen kein Ende. Die schönste

Gelegenheit aber bot ihm in kurzer Zeit eine Veränderung in Schwind's Verhältnissen.

Schwind hatte bis vor einem halben Jahre seine alte Mutter bei sich ernährt, die ihm dafür das Hauswesen besorgte. Als die alte Frau dann gestorben war, hatte er ein halbes Jahr lang allein gewohnt, aber seine Junggesellen-Wirthschaft behagte ihm nicht mehr, und er wollte sich nun eine Hausfrau nehmen. Hierzu mußte er den Anforderungen genügen, welche bei Gestattung der Niederlassung gemacht werden. Schwind war in unserem Lande geboren, sein Heimathsort lag nur wenige Meilen von der Stadt entfernt, und er hatte daher nur noch den Nachweis selbstständigen Erwerbes zu führen. Der Kommissarius, welchem die Aufnahme dieser Verhältnisse oblag, ließ auch die Angaben des Schusters zu Protokoll nehmen, und schickte die Papiere an die Polizeidirektion. Nach Verlauf von drei Wochen lief von hier der Bescheid ein.

Schwind war nur Flickschuster, das heißt, er durfte, da er nicht Meister geworden, keine neuen vollständigen Arbeiten übernehmen, es sei denn im Dienst anderer Meister. Indem in dem Bescheid der Polizeidirektion dies Verhältniß hervorgehoben wurde, hieß es unter Anziehung eines Gesetzes, wonach zur Niederlassung der Nachweis *selbstständigen* Lebenserwerbes erforderlich, und einer Polizeiverordnung, wonach der Nachweis von bloßen *Arbeitskräften* in dieser Begehung nicht ausreichend sein sollte, alsdann weiter:

daß demgemäß im vorliegenden Falle der Nachweis selbstständigen Erwerbes nicht als geführt angenommen werden könne, vielmehr der Vermuthung Raum gegeben sei, Supplikant werde mit seiner Familie früher oder später der Gemeinde zur Last fallen, und es müsse seinem Gesuch um Gestattung der Niederlassung behufs Begründung eines Haushaltes die Genehmigung verweigert werden.

Schwind war durch den Ausgang seiner ersten Beschwerde von jedem neuen derartigen Versuch zurückgekommen, und nahm diesen Bescheid stillschweigend hin. Um allen weiteren Plackereien zu entgehen, wendete er sich nach seiner Vaterstadt, begann hier wieder sein Geschäft, und verheirathete sich bald darauf. Aber es wollte hier mit dem Auskommen nicht recht gehn, sei es nun, daß in dem kleinen Orte überhaupt zu wenig zu verdienen war, sei es, daß die Vergrößerung seines Haushaltes durch Frau und Kinder allmählig zu bedeutende Kosten erheischte. Als ich mich nach ein paar Jahren zufällig nach ihm erkundigte, hörte ich, daß der sonst so aufgeweckte, joviale Mensch durch sein Unglück gänzlich verändert und herabgekommen

sei. Zuletzt, als er sich gar nicht mehr zu helfen wußte, verkaufte er den Rest seiner Habe, schloß sich einer Auswanderungs-Gesellschaft an, und ist jetzt vor einigen Wochen mit Frau und Kindern nach Amerika gesegelt.«

»Und in Amerika wird der arme Teufel auch keine Seide spinnen!« sagte die Hausfrau, als der Referendar seine Erzählung beendigt hatte.

»Schwerlich, gnädige Frau!« fügte der Erzähler hinzu. »Es wird dem Einzelnen schon so schwer, sich in der Fremde eine Stellung zu erringen, eine arme Familie aber geht dem traurigsten Loos entgegen. Und doch haben sie dort noch mehr Hoffnung, als hier, von wo sie nur die Verzweiflung vertreibt. Man kann das Auswandern nie absolut verdammen, denn man weiß nicht, gegen welche unglücklichen Verhältnisse die Armen in ihrer Heimath vergebens angekämpft haben können, und der unglücklichen demoralisirenden Verhältnisse haben wir in der schönen Heimath so viele.«

—

»Ja, dieser arme Schuster ist auch ein Opfer solcher Verhältnisse geworden,« sagte die Hausfrau. »Was meinen Sie, Herr Kriminalrath?« —

Der Kriminalrath zuckte die Achseln.

»Die Geschichte mag sich so verhalten,« sagte er gleichgültig. »Es läßt sich aber wohl auch nicht vermeiden, daß hin und wieder vielleicht Jemanden Unrecht geschieht, und selbst die vorgesetzten Behörden nicht

im Stande sind, die Verhältnisse richtig zu erkennen. Das ist weiter nichts Außerordentliches, und mag wohl öfter vorkommen, als man es so erfährt.«

VOM HEIMATHLOSEN VATERLAND.

Johann Heinrich Ludwig Hanemann wurde im Jahre 1803 in Hoya geboren, siedelte in einem Alter von 5 Jahren nach dem hannöverschen Städtchen Wunstorf im Amt Blumenau, wo er bis zu seiner Konfirmation verblieb, und begab sich dann, als er das Bäckergeschäft erlernt, im Jahre 1819 nach Hamburg.

In Hamburg diente Hanemann im Ganzen zwei Meistern, dem einen $9\frac{3}{4}$ Jahre, dem andern 3 Jahre, hatte zwar inzwischen auch seiner Militairpflicht in Hannover zu genügen, kehrte aber bei jeder Beurlaubung nach Hamburg zu seinem Geschäft zurück. Im Jahre 1832, nach mehr als zehnjährigem Aufenthalt in Hamburg, welcher Zeitraum nach den damaligen Gesetzen zur Heimathsberechtigung genügte, verließ er seinen zweiten Meister, weil er sich verheirathen und, zu unbemittelt, um Bäckermeister zu werden, ein Kommissionsgeschäft anfangen wollte.

Hierzu mußte er das Hamburger Bürgerrecht gewinnen. Da er die nöthigen Legitimationen nicht zur Hand hatte und wahrscheinlich die Kosten der Herbeischaffung scheute, so ließ er sich von einem Freunde bereuen, die Papiere seines so eben verstorbenen Bruders als die seinigen auszugeben.

Auf diese Papiere hin erhielt er das Hamburger Bürgerrecht.

Die Sache aber wurde verrathen, Hanemann zur Untersuchung gezogen und auf Befehl des Senats polizeilich verhört, jedoch von der Wedde wie von der Polizei geschont. Dagegen erkannte der Senat unterm 29. August 1832 gegen ihn: daß ihm der Bürgerbrief abzunehmen, er des Bürgerrechts verlustig, des Gebiets verwiesen, im Fall der Rückkehr mit schärfster Strafe zu belegen, und sofort von der Polizei aus der Stadt zu schaffen sei.

Hanemann begab sich hierauf nach Hameln, holte seinen Militairfreischein, besorgte sich seinen Geburtschein und erhielt auch ein Wanderbuch als Bäckergehilfe. Dann kehrte er in der Hoffnung, daß ihm auf diese seine, richtigen Papiere das Bürgerrecht nicht verweigert werden könne, nach Hamburg zurück.

In Hamburg angekommen wurde er sofort arretirt und

geschlossen

nach Hannover transportirt.

In Hannover verbot man ihm ebenfalls den Aufenthalt, und zwar weil er durch Erlangung des Hamburger Bürgerrechts seiner Heimathsangehörigkeit in Hannover verlustig gegangen war.

Hanemann begab sich nunmehr nach Altona und gewann hier auf seine richtigen Papiere das Bürgerrecht.

Zur Betreibung seines nunmehrigen Geschäfts mußte er sich zuweilen nach Hamburg begeben. Auf einer dieser Touren wurde er, am 6. März 1833, von der Hamburger Polizei arretirt und bestraft; das zweite Mal, am 26. März, arretirt, bestraft und nach Altona transportirt. Bei dieser Gelegenheit erfuhr die Altonaer Behörde seine Fälschung in Hamburg, und Haneemann wurde in Folge dessen von dem Oberpräsidenten wegen unzeitigen Verschweigens früherer Verhältnisse mit Ohrfeigen regalirt. Später indessen erhielt er auf Verwendung desselben die Erlaubniß, Hamburg bei Tage besuchen zu dürfen, ohne daß man ihm dabei nächtliche Rast bewilligte.

Vom 7. Mai 1833 bis zum 19. Februar 1839 lebte er nunmehr unbehelligt in Altona vom Weinkommissionsgeschäft, machte dann eine Reise nach Oporto und verlobte sich bei seiner Rückkehr mit einer Hamburgerin, welche eine Schenkwirthschaft führte. Zwei Monate lang lebte er mit ihr in freiem Verhältniß. Er wohnte bei ihr, half ihr in der Wirthschaft und benahm sich überhaupt so, wie es sein Verhältniß zu rechtfertigen schien. Eines Tages, als er sie für untreu hielt, mißhandelte er sie in ihrer Schenkwirthschaft betrunkener Weise so sehr, daß sie ihr Lokal verließ. Haneemann blieb, wie er es bei sonstigem Ausgehen seiner Braut gewohnt war, in der Wirthschaft zurück, und als einige Gäste Geld gewechselt verlangten, erbrach er

die verschlossene Kasse. Darauf wurde er auf Veranlassung des Kurators seiner Braut arretirt und zur Untersuchung gezogen. Die Hamburger Polizei lieferte ihn nach Altona ab, indem sie ihn dem dortigen Oberpräsidium zur Abnahme seines Bürgerrechts empfahl, und das Altonaer Oberpräsidium

nahm ihm sein Altonaer Bürgerrecht ab,

unter dem Vorgeben, daß er dasselbe (vor sieben Jahren) durch Verschweigen seiner frühern Hamburger Erlebnisse erschlichen habe, und verwies ihn des Gebietes.

Obwohl er von Altona aus in dem Zeitraum von 1832–1840 wiederholt nach Hamburg gekommen und wegen übertretener Verweisung verschiedentlich und mit geschärfter Gefängnißstrafe bestraft worden war, wußte sich Hanemann doch, als er jetzt Altona verlassen mußte, nirgends anders hin als nach Hamburg zu wenden. Allein schon am 28. April 1840 ward er arretirt und in

achttägige Zuchthausstrafe

verurtheilt. Dann blieb er bis zum 21. Juli 1841 übersehen in Hamburg, wurde wieder arretirt, zu sechswöchiger Zuchthausstrafe

abwechselnd mit Tretmühle

verurtheilt und nach überstandener Strafe am 3. September 1841 nach Altona abgeliefert. Die Altonaer Behörde transportirte ihn wieder nach Hamburg zurück, wo er sogleich ins Gefängniß gesetzt wurde. Darauf

unterhandelte die Hamburgische Behörde wegen Aufnahme Hanemanns mit der zu Hoya und Wunstorf im Hannöverschen, aber vergeblich, dann transportirte sie ihn am 12. Januar 1842 über die Grenze nach Altona. Von Altona wurde er auf dieselbe Weise wieder nach Hamburg zurückgebracht, hier auf acht Tage

abwechselnd mit Tretmühle

ins Zuchthaus gesetzt und am 22. Januar 1842 aus dem Gebiete gejagt. Da man ihn durchaus nirgends aufnehmen wollte, kehrte er nothgedrungen nach Hamburg zurück, ward am 3. Februar abermals arretirt und ins Detentionshaus gesperrt. Hier blieb er bis zum 19. März, wo er entlassen und diesmal nach der Hannöverschen Grenze transportirt wurde. In Stade angekommen wurde er ebenfalls arretirt und auf Unterhandlungen und Anfragen der Stader und Hamburgischen Behörden erging von dem königlichen Ministerium in Hannover unterm 29. März der Befehl, den Hanemann auf demselben Wege, worauf er gekommen, zurückzuschaffen. Hanemann wandte sich nun nach Altona, wurde aber daselbst am 25. April arretirt, mit

fünfundzwanzig Stockschlägen

bestraft und nach dem Hamburgischen Gebiet transportirt. Hier wurde er sofort wieder arretirt, worauf der Senat am 27. April beschloß, ihn über See zu schaffen, sonst aber die frühere Verfügung vom 12. Januar 1842 ferner in Ausübungen bringen, nämlich die Rückkehr Hanemanns immer schärfer zu bestrafen.

Da aber trat die große Hamburgische Brandkatastrophe ein. Hanemann wurde aus dem Gefängniß entlassen und wirkte mehrere Tage und Nächte mit der äußersten Anstrengung beim Löschen des Feuers. Aber schon am 12. Mai ward er wieder eingesperrt und trotz der Fürsprache des Polizeichefs mit Zuchthausstrafe belegt, dann aber am 22. Juni nach der östlichen Grenze des Königreiches Hannover transportirt. Von hier kehrte er wieder nach Hamburg zurück und lebte daselbst einige Zeit unbemerkt, bis er Krankheits halber am 19. September 1842 ins allgemeine Krankenhaus kam. In demselben blieb er bis zum 13. März 1843. Zwei Tage nach seiner Entlassung wurde er arretirt und dann wieder nach der östlichen Grenze des Königreichs Hannover transportirt. Die Behörde in Winsen schaffte ihn jedoch unter Bezugnahme auf den Beschluß des königlich Hannoverschen Ministerii vom 29. März wieder nach Hamburg zurück. Hier wurde er sofort wieder eingesperrt, und

bis zum 1. Juli 1844 ununterbrochen

in Arrest gehalten. Dann setzte man ihn unter der Verpflichtung, daß er Hamburg binnen 8 Tagen verlasse, endlich in Freiheit.

Allein Hanemann, ohne zu wissen, wohin er sich wenden solle, blieb nochmals über die gestattete Frist in Hamburg. Am 14. August wurde er wieder arretirt, zu vierzehntägigem Gefängniß

abwechselnd bei Wasser und Brod

verurtheilt und Ende Septembers über die Grenze transportirt.

Während seiner letzten Haft hatte sich Hanemanns ein bekannter, geachteter Advokat in Hamburg angenommen, und ihm eine Supplik an die »hohe deutsche Bundesversammlung« in Betreff unterthänigst nachgesuchter Ermittlung einer Heimath in seinem deutschen Vaterland concipirt. Aus dieser Supplik, welche das Kieler Korrespondenzblatt in seiner Nummer 74 vom Jahre 1845 im Auszuge mittheilte, haben wir die Erlebnisse Hanemanns hieraus wahrheits- und fast wortgetreu entnommen.

Hanemann, der ohnedies nicht wußte, wo er sein Haupt derweile niederlegen sollte, wollte nunmehr seine Angelegenheit persönlich vor der deutschen Bundesversammlung führen. Die Hamburgischen Behörden verweigerten ihm aber zu diesem Zweck den Reisepaß, worauf ihm denn der Koncipient jener Supplik eine Privat-Legitimation ausfertigte, und für seine eigene Person die deutschen Behörden ersuchte, den Inhaber der betreffenden Supplik aus den in ihr enthaltenen Gründen schützen und frei und ungehindert gen Frankfurt an den deutschen Bundestag reisen lassen zu wollen.

Auf diese Weise kam der heimathlose Deutsche auch wirklich bis an sein Ziel, und fand auf Verwendung in Frankfurt ein vorläufiges Domizil.

Dagegen fand seine Angelegenheit in Frankfurt schlechtes Gedeihen. Man schickte ihn von Einem zum Andern, Keiner aber wußte ihm mehr als eine unbestimmte Aussicht zu geben. Hanemann kehrte daher endlich nach Hamburg zurück.

Hier wurde er abermals arretirt.

Der Verwendung seines Advokaten gelang es, ihm unter der Verpflichtung, daß er Hamburg sofort verlasse, seine »Freiheit« zu verschaffen, und mit einer neuen Legitimation desselben begab sich Hanemann wiederum nach Frankfurt, um noch einmal den deutschen Bundestag um Ermittlung eines Stückchens Heimath in seinem großen deutschen »Vaterland« zu ersuchen.

Ob der heimathlose, gemißhandelte Deutsche diesmal bis an den Bundestag gedrungen, ob der Bundestag einen Staat ermittelt hat, dem dieser deutsche *Unterthan* angehört, ob endlich ein solchermaßen ermittelter Staat ihn auch wirklich aufgenommen – wir wissen es nicht. Das aber wissen wir, daß der administrative Krieg, den drei deutsche Bundesstaaten auf solche Weise gegen einen »beschränkten deutschen Unterthan« geführt haben, dieser hartnäckige nicht geschlichtete Krieg über einen so leicht beizulegenden Streitpunkt einen merkwürdigen Maaßstab für die *größeren* Verhältnisse des deutschen »Vaterlandes« abgeben könnte, – wenn es überhaupt eines solchen bedürfte.

DAS UNVERMEIDLICHE.

Nein, da magst Du Einwürfe und Entschuldigungen versuchen, so viele Du willst,« sagte Arthur zu seinem Kommilitonen und Stubenkameraden Eduard, »das läßt sich weder rechtfertigen, noch entschuldigen. Wenn sich Jemand an Mitgliedern der Behörde, weil sie ihn bestrafen mußten, eigenmächtig vergreift, so ist das nichts weiter, als Rache, und jede Rache ist gemein und verächtlich.« –

»Ich habe das auch keineswegs zu rechtfertigen gesucht,« erwiderte Eduard. »Ich behaupte nur, daß erlittenes Unrecht in jedem Menschen, sei er auch der sanftmüthigste der Welt, Haß gegen den erregt, von dem ihm das Unrecht zugefügt worden. Widerfährt es ihm jedoch öfter, oder leidet er nachhaltig unter dem einen Schlag, so wird sich sein erbittertes, von Haß erfülltes Gemüth zuletzt in einer Rachethat Luft machen. Das ist nur zu sehr erklärlich, und die, welche ihn dazu trieben, haben sich allein die Folgen zuzuschreiben.« –

»Wenn ihm wirklich Unrecht widerfahren ist,« versetzte Arthur, »so kann er sich desto eher in dem Bewußtsein seiner Unschuld trösten. Durch einen eigenmächtigen Racheakt aber wird er seine Sache nur in ein zweifelhaftes Licht stellen.« –

»Das sind Phrasen, mein Lieber!« sagte der Andere. »Erlittenes Unrecht kränkt am tiefsten, es verwindet das kein Mensch so leicht. Im Gegentheil möchte ein

Racheakt weit eher auf die Unschuld des früher Verletzten schließen lassen; denn im Bewußtsein seiner selbstverschuldeten Strafe wird er gewiß in seinem Innern weniger Veranlassung zu Haß und Rache gegen den Vollstrecker finden, er wird vielmehr Beschämung oder im schlimmsten Fall Zorn über sein Mißgeschick fühlen. Deine Moralbegriffe oder die Strafbestimmungen des Gesetzes können keinen Maaßstab für eine solche psychologisch begründete That abgeben. Sie läßt sich dagegen auch ebenso wenig entschuldigen; aber der Trieb liegt nun einmal in der Menschennatur.« –

»Wenn Du die Sache nicht zu vertheidigen vermagst,« rief Arthur, »so ist das ein schlechter Einwurf mit dem Sündenbock der Menschennatur. Es muß jeder so viel Kraft in sich haben, den Trieb, den er nicht rechtfertigen kann, zu unterdrücken, oder er ist ein feiger Schwächling.« –

»Das nimmt sich im Prinzip recht schön aus,« meinte Eduard, »aber ich bin überzeugt, daß Dich selbst fortgesetztes Unrecht erbittert machen und Deine Moralgesetze vergessen lassen würde.« –

»Nimmermehr!« rief Arthur unmuthig. »Nie würde ich aus Leichtsinne mir selbst den Trost der Gewissensreinheit zu nichte machen! Ich halte das unter allen Umständen für schwach und verächtlich!« –

Arthur war der Sohn eines Universitätslehrers in ***, studirte aber seit einem Jahre ungefähr Theologie in B., weil die Fakultät hier renommirtere Lehrer

als in *** zählte. Arthur war so zu sagen ein Prinzips-Mensch. Er hatte sich seinem Studium mit einem, in diesen Jahren seltenen Eifer hingeeben, und von Natur schon ernst und tieferem Denken zugeneigt, war auch sein äußeres Leben von dem Einfluß seiner geistigen Thätigkeit ergriffen worden. Er hatte sich nach seiner Philosophie vollkommen ein System, eine genaue Bahn seines Wandels konstruirt und unterwarf engherzig jede, auch die kleinste seiner Handlungen der Analogie dieses Prinzips. Im Laufe der Zeit wurde ihm diese Pedanterie zur andern Natur. Es ging ihm nichts über ein Prinzip und er trieb die Konsequenz so weit, daß er lieber prinzipielle Schlechtigkeit gelten lassen, als den Leichtsinn und Wankelmuth jugendlicher Sorglosigkeit entschuldigen wollte.

»Hat Jemand den Muth und die Konsequenz, aus Prinzip schlecht zu sein,« sagte er, »so kann ich ihn noch achten, wenn ich auch seine Gründe vielleicht verwerfen muß.

Die Schwäche aber, die sich von jedem äußeren Hauhe ihre Richtung geben läßt, darf ich nur verachten.«

—

Mit diesen Grundsätzen mußte Arthur auf der Universität natürlich sehr vereinsamt stehen. Seine Kommilitonen kümmerten sich nicht um ihn, oder verspotteten ihn als einen verrückten Pedanten. Nur Eduard hielt es mit ihm, weniger jedoch aus Übereinstimmung, als vielmehr durch langjährige Gewohnheit mit ihm

vertraut. Sie hatten sich schon auf der Schule, welche sie zusammen besuchten, fest an einander angeschlossen, und so verschieden sie auch im Grunde von einander waren, so hatte doch die Gewohnheit, täglich beisammen zu sein, zu tiefe Wurzeln in ihnen Beiden geschlagen, als daß Eduard nicht Arthurs Entschluß hätte folgen und mit ihm die Universität B. beziehen sollen. Bei der immer bestimmteren Richtung Arthurs und dem leichten Sinn Eduards kam es denn öfters zwischen den beiden Freunden zu Debatten, aber dabei blieb es auch. Jeder that nach wie vor das Seine, und ihr Verhältniß litt nicht im Mindesten darunter.

So waren sie einst auf das obige Gespräch gekommen, als Eduard eben mit großem Gelächter einen an einem Nachtwächter verübten Streich erzählt hatte. Der Nachtwächter nämlich hatte einige Tage zuvor die Anzeige gemacht, daß an dem Schilderhäuschen, in welchem er nach jedesmaliger Runde sich aufhielt, mehrmals und immer nur, wenn er eben drinnen stand, auf eine furchtbare Weise gepoltert und gerüttelt worden sei, ohne daß er der Ruhestörer habe habhaft werden können. Das letzte Mal jedoch habe er drei Studenten davon laufen und in ein bestimmtes Haus einkehren sehen, aus welchem dann in der Nacht Niemand mehr herausgekommen sei. In Folge dessen waren die drei, in jenem Hause wohnhaften Studenten auf das Universitätsgericht citirt, und da sie ein Alibi zur Zeit des Schabernacks nicht nachweisen konnten, wegen

ruhestörenden Lärmens in zweitägige Karzerstrafe verurtheilt worden. Diese indeß hatten das Unglück in der That gar nicht angerichtet und beschlossen daher, sich an dem unvorsichtigen Nachtwächter gebührend zu rächen. Mitten in der Nacht, als die Gassen öde und ruhig lagen und der Nachtwächter aller Berechnung nach von seiner Runde wieder zurück sein mußte, öffnete sich die Hausthür und die drei Studenten mit noch einem vierten, den sie ins Geheimniß gezogen, traten auf die Straße. Sie trugen ein großes Bret, welches genau auf den Eingang des Schilderhäuschens gepaßt war, und dessen vier Ecken bereits Löcher zum Einschlagen von Nägeln enthielten. Einige Schritte vor dem Stand des Nachtwächters machten sie Halt, und Einer untersuchte zuerst vorsichtig das Terrain. Bald kehrte er mit der Botschaft zurück, daß der Nachtwächter in seinem Wachthäuschen schlafe. Darauf zogen sie leise heran, lehnten das Bret an den Eingang der hölzernen Bude, und – eins, zwei, drei! – schlugen sie mit ein paar Hammerschlägen die Nägel ein. Der Nachtwächter war eingegelt und wurde trotz seines Polterns und dumpfen Murrens erst am Morgen und nicht ohne große Umstände von den Nachbarn erlöst. Die Studenten aber hatten sich mit stolzer Genugthuung und ungefährdet nach Hause begeben.

Mit dieser Erzählung hatte Eduard denn einen heftigen Ausfall von Arthurs prinzipieller Kritik hervorgerufen. Arthur ließ sich, wie gewöhnlich, weniger

über den Vorfall selbst aus, er betrachtete nicht den muthwilligen Streich, sondern sprach mit großem Ernst über die Motive und verdamnte sie als Rache-that. Im Laufe des Gesprächs wurde denn auch bald die eigentliche Sache vergessen, und Beide führten nun den Streit über das Prinzip der persönlichen Rache, wobei, wie wir gesehen haben, Arthur zuletzt auf das konsequente Resultat kam, daß er nie, auch bei systematisch fortgesetzter Unbill, dem Gekränkten die Rache zugestehe.

Es schien aber fast, als wolle das Schicksal an ihm erproben, wie weit ein Prinzip Macht über die Menschennatur ausüben könne, denn jenes Thema sollte verhängnißvoll in sein Leben eingreifen.

Es hatten zu dieser Zeit eben die demagogischen Untersuchungen begonnen, und wie man weiß, kam dazumal mancher angesehene, hochgeachtete Mann heute in polizeilichen Geruch, der gestern noch in Amt und Würden stand. Viele hatten gestern noch ihre Angehörigen unbefangen und heiter verlassen, um sie erst nach Jahren ergraut und morsch aus den Gefängnissen steigen zu sehen.

Auf ähnliche Weise wurde Arthur bald nach jener Unterredung durch einen Brief seiner Mutter furchtbar überrascht, die ihm tiefergriffen die Gefangennahme seines Vaters mittheilte. Der junge Mann ordnete sogleich seine Angelegenheiten und eilte in düstern Ahnungen nach Hause. Hier fand er seine Mutter auf dem

Krankenlager. Sie war von Natur schon schwächlich und nervösen Anfällen unterworfen gewesen, und die Ärzte waren in letzter Zeit mehrmals für ihr Leben besorgt; jetzt hatte die Gemüthsbewegung bei ihres Gatten Schicksal sie niedergeworfen und ein schleichendes Fieber untergrub ihr Dasein. Arthur widmete ihrer Pflege seine ganze Aufmerksamkeit, aber er konnte doch den geknickten Lebenstrieb nicht wieder aufrichten. Die Kranke wurde allmählig immer hinfälliger und schwächer und fühlte zuletzt selbst ihre Auflösung nahen. Da richteten sich denn ihre letzten Gedanken und Kräfte mit der ganzen glühenden Sehnsucht einer schmerzlich scheidenden Seele auf den Mann, an dessen Seite ihre flüchtige Lebensblüthe gerankt hatte. Sie rang in verzweifelnder Anstrengung mit dem Weh eines qualvollen Scheidend und ihr brechendes Herz wollte sich wenigstens in einem Abschied noch von dem, der ihr Schutz und Stütze gewesen, den letzten stärkenden Trost suchen. Arthur that alle Schritte, ihren heißen Wunsch zu erfüllen, aber – es war die erste Prüfung seiner Menschennatur! – seine Bemühungen blieben fruchtlos.

Beim Beginn der demagogischen Untersuchungen hatte man einen neuen Instruktions-Richter nach *** gesandt, dem ein seltsamer Ruf vorangegangen war. Herr W. war Justizbeamter in einem kleinen Provinzialstädtchen gewesen und sollte als solcher sich einer Aktenfälschung schuldig gemacht haben. Gewiß

ist, daß auf Grund der darüber umlaufenden Gerüchte eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde, im Lauf welcher einer seiner Unterbeamten sich das Leben nahm. Kurz darauf begann die Jagd auf die sogenannten Demagogen und es wurden in diese Angelegenheiten mehrere bedeutende, zur Opposition gehörige Männer verwickelt. Zur selben Zeit begab sich Herr W. nach der Residenz, angeblich um wegen des gegen ihn verhängten Verfahrens persönlich eine Vorstellung zu machen, wie das Gerücht jedoch sagte: um über die Demagogen-Untersuchung Winke und Mittheilungen zu geben. Das Resultat seines Besuchs in der Residenz war, daß die Untersuchung gegen ihn niedergeschlagen, er selbst als Instruktions-Richter und Polizeidirektor nach *** gesendet und ihm die Untersuchung in Sachen der demagogischen Umtriebe daselbst übertragen wurde. In dieser Funktion bewies er denn bald den thätigsten Eifer. Die Gefangenen wurden mit der größten Strenge behandelt, abwechselnd bald in häufige, lang anhaltende Verhöre genommen, bald wieder erst nach unendlichen Zwischenräumen; es wurden ihnen die gleichgültigsten, harmlosesten Briefe zur Erläuterung und Rechtfertigung von einzelnen, unbezüglichen Stellen vorgelegt, andere Papiere dagegen, auf welche sie sich beriefen, vorenthalten, und die peinliche Bewachung ihrer Person ging so weit, daß ein Offiziant zugegen sein mußte, wenn der Barbier sie bediente. Dabei sprach sich die öffentliche Meinung dahin aus,

daß es gerade die der Regierung mißliebigen früheren Opponenten seien, gegen welche W. am strengsten verfare.

An diesen Mann wendete sich Arthur zuerst mit der Bitte, seinen Vater auf einige Zeit zu der sterbenden Mutter zu lassen. W. war ein großer hagerer Mann mit einem langen, scharf markirten Gesicht. In seinen Zügen lag eine todtenähnliche kalte Starrheit, welche durch die graue Gesichtsfarbe, die seltsamen Falten um Augen und Mund und den fast gläsernen Blick noch erhöht wurde. Als ihm Arthur sein Anliegen vorbrachte, betrachtete er ihn mit seinem eisigen glanzlosen Blick, daß dem jungen Mann fast vor ihm graute, und sagte ruhig und ohne Ausdruck, daß er dem Gefangenen eine solche Vergünstigung während der Untersuchung nicht gestatten könne. Umsonst bat nun Arthur, daß man den Vater wenigstens auf kurze Stunden zu der Kranken lassen und jedesmal unter Bewachung bis ins Haus und wieder zurück geleiten möge. Der Beamte erhob sich wie verabschiedend von seinem Stuhl und antwortete mit derselben langsamen Eintönigkeit, daß er das weder gestatten könne noch wolle.

Arthur fühlte unter dem kalten, starr auf ihm ruhenden Blick einen gährenden Zorn in sich wach werden, aber der Gedanke an seine Mutter bewältigte ihn wieder, und er sagte mit größerer Lebhaftigkeit, indem er bewegt einen Schritt näher trat:

»Sie haben auch Kinder! Sie wissen, welches Leid in dem Gedanken ist, aus dem Kreis der Seinen zu scheiden! Um Ihrer Kinder willen denn: gönnen Sie einem Vater den Trost, die Seinen noch einmal, bevor er zu spät kommt, wiedersehen zu dürfen! Gönnen Sie einer Mutter, wenigstens im Kreis der Ihren zu sterben, damit Sie nicht selbst in der Todesstunde verlassen sein mögen!« –

Über die Züge des Beamten zuckte eine seltsame Regung. Die Welt sagte, daß dieser starre, egoistische Mann dennoch einen Rest menschlicher Gefühle habe, daß er an seinen Kindern mit einer Liebe hänge, die man in diesem hartherzigen, verschlossenen Sinn nicht ahne. Man wollte zuweilen ein Bild häuslicher Glückseligkeit hier gesehen haben, in welchem der tyrannische, freundlose Beamte mit dem Ausdruck weiblicher Innigkeit im Kreis seiner Kinder gesessen, – und doch gab ihm wiederum das Gerücht Schuld an dem Tod seiner Frau. Sei es nun wirklich, daß die bewegten Worte Arthurs eine Saite in seinem Innern berührt hatten, sei es, daß er den Bittenden nur eine kurze Hoffnung fassen lassen wollte, um sie desto grausamer vernichten zu können: einen Augenblick schien es, als ob er bewegt werde. Aber sein Auge nahm sogleich wieder seine ausdruckslose Kälte an und er sagte einförmig ruhig:

»Ich bedaure, Ihnen keine andere Antwort geben zu können, und will Sie nicht Ihrer Zeit berauben, die Sie vielleicht zu weiteren Schritten benutzen werden.« –

Arthur ging. Er wendete sich zunächst mit seinem Gesuch an das Obergericht, erhielt aber zur Antwort, daß dasselbe in diesem Falle, bevor nicht die Untersuchungsakten geschlossen wären, inkompetent sei; man müsse es ihm überlassen, sich an das Ministerium zu wenden. Ehe er aber von diesem einen Entscheid einholen konnte, war seine Mutter bereits verschieden.

Ihre letzten Augenblicke waren voll bitterer Schmerzen gewesen und Arthur litt unaussprechlich dabei. Die Kranke hatte bis zum Todeskampf ihre volle Besinnung behalten, und in der Qual des Sterbens rief sie umsonst den Namen ihres Gatten. Bei jedem Geräusch wendeten sich ihre brechenden Augen nach der Thür, ihre zitternden Hände tasteten zuletzt noch suchend auf der Decke, um die Hand des Ersehnten zu drücken, und aus ihrem Röcheln noch klang wehmüthig klagend sein Name. Sie starb, ohne ihn wiedergesehn zu haben.

Vor ihrer Beerdigung schrieb Arthur an seinen Vater. Er wußte zwar wohl, daß derselbe nicht zum Grabgeleite kommen werde, aber er hoffte, daß er vielleicht aus dem Fenster seines Kerkers herabschauen werde. Als der Trauerzug an den grauen Mauern des Gefängnisses vorüberkam, sah Arthur hinauf nach dem kleinen vergitterten Loch, hinter dem, wie er wußte, sein Vater saß. Aber es ließ sich nichts blicken. Die Fenster

in solchen Kerkern sind sehr hoch, fast an der Decke; und wenn auch der Gefangene bis dahinan springen könnte, so vermag er doch an dem abschüssigen Fensterbret keinen Anhalt zu finden.

Später erfuhr Arthur, daß sein Vater den Brief zu jener Zeit noch gar nicht empfangen, daß der Untersuchungs-Richter denselben vielmehr im Verhör zu dem Versuch benutzt habe, dem Gefangnen ein Geständniß abzulocken.

In Arthurs Seele war tief und unvergeßlich das Bild seiner sterbenden Mutter eingegraben, und bei allen Schritten, in allen Träumen stand vor seinem Geiste jener erschütternde Anblick, wo sie ringend, im Tode noch nach ihrem Gatten geseufzt hatte. Aber auch eben so tief und unvergeßlich stand daneben das Andenken an den Mann, der ihr den letzten, stillen Trost ihrer Sterbestunde mit boshafem Frevelmuth geraubt hatte. Er suchte umsonst dies geisterhafte, starre Bild mit den gespenstischen Augen und den unheimlichen Falten aus seinem Innern zu verwischen, immer wieder glaubte er den grauenhaften, glanzlosen Blick auf sich gerichtet zu sehen und die Dolchstiche der langsamen eintönigen Worte zu vernehmen. Der Haß gegen diesen Mann stieg in ihm, je mehr er sich von ihm losreißen wollte.

»Wenn ich ihn sterben sehen könnte, einsam, verlassen, verflucht sterben, in wilder Qual, tausendfach größer als die meiner unglücklichen Mutter!« sagte er

öfter bei sich. »Wenn ich ihn sehen könnte im Totenkampf, wie er vergebens wimmernd die Hände ausstreckte, wie ihn kein liebender Mund tröstete, keine zitternde Hand aufrichtete, und er im Angstschweiß seiner verzweifelnden Seele allein, in wahnsinniger Einsamkeit daniedersänke, das könnte mich trösten, ja, ich glaube, dann könnte ich wieder lachen, aus Herzensgrund lachen, daß ihm im Tode die Ohren gellen sollten!« –

Mit diesen Gedanken steigerte er selbst seinen lodernen Ingrimm bis zum heißen Rachedurst.

»Aber nein,« sagte er dann weiter, »wie könnte ich noch auf eine solche Gerechtigkeit des Schicksals hoffen, das meine Mutter so enden ließ! Ich muß sie selbst rächen! Ich muß sinnen und denken, wie ich ihn am empfindlichsten treffen kann, wie ich ihm das Liebste entreißen kann, damit er einsam und verzweifelnd untergehe!« –

Das waren seine Gedanken. Die Leute, welche ihn so sahen, wie er bleich und tiefsinnig in den Dämmerstunden die Stadt durchstrich und nur zuweilen vor dem Gefängniß stehen blieb, um starren Blicks nach einem kleinen, vergitterten Fenster da droben zu schauen, schüttelten mitleidig die Köpfe und meinten, daß das Schicksal des Vaters außer der Mutter noch ein anderes Opfer getroffen habe.

Der Inquisitionsrichter W. hatte vier Kinder. Die beiden ältesten Söhne studirten eben auf der Universität,

die sich am Orte befand, der dritte besuchte noch die Schule, und das jüngste Kind, ein Mädchen Namens Charlotte, sollte in Kürze nach einer Pensionsanstalt gegeben werden. Die beiden Studenten galten in der Stadt als flotte Gesellen. Sie waren in eine Verbindung eingetreten, machten allen in solchem Fall nothwendigen Luxus und »Ulk« mit, und renommirten auf Mensur, Kneipe und sonstigen Gelegenheiten bestens für ihr Corps. Sie waren, was man so ein paar »Hähne« nennt, und standen bei Philistern, Weibern und Komilitonen wohl angeschrieben.

Eines Abends kamen sie in trunkenem Zustande von ihrer Kneipe und stießen dicht vor der Thür taumelnd auf eine in einen Mantel gehüllte Gestalt. Mit barschen Worten forderte der Fremde sie auf, ihm aus dem Wege zu gehen, die beiden Studenten aber lachten und hielten ihn fest, um ihm ins Gesicht zu sehen. Der Unbekannte stieß sie heftig zurück, es fielen Beleidigungen und die Studenten begannen zu Thätlichkeiten zu greifen. Der Fremde trat nun einen Schritt zurück und verlangte Genugthuung für diesen Schimpf, die Beleidiger gaben ihm ihre Namen und Arthur – denn er war es – ihnen den seinigen.

Am andern Morgen ging Arthur zu seinem Freunde Eduard, der seit einigen Tagen in die Ferien gekommen war, ihn aber aus Schonung für seine Lage nicht gleich hatte besuchen wollen. Eduard erschrak über das bleiche Aussehen seines Freundes, aber wie wurde er erst

in Erstaunen gesetzt, als Arthur ihm den Zweck seines Besuchs erzählte!

»Du hattest in unserm Streit über Konsequenz und Prinzip vollkommen Recht, mein Freund,« erwiderte Arthur auf den Ausruf der Verwunderung. »Ja, das absolute Prinzip ist schlecht wie jeder Absolutismus. Die Menschennatur schüttelt ihr Joch doch zuletzt ab, – wenn sie erst bis zum Ersticken darunter gelitten hat,« fügte er langsam hinzu.

»Aber wenn Du Dich auch zum Duell entschlossen hast, weshalb wählst Du nicht gewöhnliche Waffen? Mir scheint wenigstens, daß kein besonderer Grund zur Ausnahme vorliegt.« –

»Ich kann nicht schlagen,« erwiderte Arthur. »Es wäre Thorheit gegen diese Leute.« –

»Und kannst Du denn schießen?« fragte Eduard noch immer erstaunt. Arthur lächelte mit besondrem Ausdruck und sagte:

»Ich habe es in letzter Zeit einigermaßen geübt.« –

Die Studenten waren ebenfalls erstaunt über die Art der Forderung, nahmen dieselbe aber doch an. Es wurde verabredet, am folgenden Morgen nach einem geeigneten Platz zu fahren, und – falls Arthur nicht schon in dem ersten Duell verwundet würde – beide nach einander abzumachen.

Am andern Morgen trafen sich die Parteien zur bestimmten Stunde. Beide grüßten sich mit höflicher Gleichgültigkeit und nach kurzer Verhandlung über die

üblichen Förmlichkeiten und Bedingungen maßen die Sekundanten die Distanzen ab. Arthur erschien an diesem Tage aufgeräumter als sonst. Er hatte sich auf der Hinfahrt sehr lebhaft und heiter mit Eduard und seinem Arzt unterhalten, so daß Eduard, der von Arthurs Gemüthsstimmung nichts wußte, die beste Hoffnung für die Wiederkehr seiner Ruhe und Gesundheit faßte. Die beiden Studenten waren gleichgültig und ruhig, sie ordneten selbst einige Vorbereitungen an, und benahmen sich überhaupt wie Leute, denen dergleichen nichts Neues mehr ist. Zuerst trat der ältere Bruder auf die Mensur. Die Sekundanten fragten noch einmal, ob die Parteien ihre Sache nicht auf friedliche Weise beilegen wollten, als sie aber von keiner Seite Antwort erhielten, wiederholten sie ihnen die Bedingungen des Duells: nach dem gegebenen Zeichen konnte Jeder im Kommando schrittweise vorrücken bis an die Barriere des in der Mitte abgesteckten Raumes, dazwischen aber blieb es ihm überlassen, stehen zu bleiben und zu schießen, wann er wollte.

Darauf wurde das Zeichen gegeben.

Beide rückten vor. Nach dem ersten Schritt blieb der Student stehen, zielte und schoß. Arthur rückte ungestört weiter, sein Gegner hatte gefehlt. Der Unparteiische sah die beiden Sekundanten an, und zählte langsamer, und die Sekundanten blickten in banger Neugierde auf Arthur. Es war Jedem, als müßte derselbe nun doch auch still stehen und schießen. Aber Arthur

schritt im Takt des Zählens ruhig weiter – bis an die Barriere. Dann erhob er erst die Pistole und zielte.

Der aufwirbelnde Rauch ließ ihn im ersten Augenblick das Resultat seines Schusses nicht erkennen, aber die herbeispringenden Zeugen ließen ihn nicht lange darüber in Zweifel. Die Kugel war in den Unterleib gedrungen und hatte wahrscheinlich die Eingeweide verletzt. Auch ließ das geringe Blut, welches aus der Wunde floß, auf eine gefährliche innere Blutung schließen. Der Arzt legte sogleich einen ersten Verband an, deutete aber zugleich an, daß dem Anscheine nach wenig Hoffnung vorhanden sei.

Der jüngere Bruder erklärte jetzt, bleich und entsetzt über diesen Ausgang, daß er seine Sache ein anderes Mal ausmachen wolle. Arthur hatte während der Anstalten um den Verwundeten, seine Pistole in der Hand, still und ruhig an einem Baum gestanden. Bei dieser Erklärung trat er vor und sagte spöttisch:

»Ein ander Mal? Da werde ich nach gegenwärtigem Vorfall wohl auf der Festung sitzen. Wenn Sie jedoch heute die versprochene Satisfaktion nicht geben wollen, so mag es auch gut sein.« –

Der Andere ergriff jetzt krampfhaft die Pistole des Verwundeten und forderte seinen Sekundanten mit

aufgeregter Stimme auf, zu laden. Dann traten die Beiden unter denselben Bedingungen auf die Mensur, Arthur kaltblütig und gefaßt, sein Gegner bleich, mit geschlossenen Lippen und vor Wuth zitternder Hand. Beide Gegner schritten diesmal im Kommando auf einander los, langsam, bis an die Barriere. Hier standen sie nur fünf Schritte von einander entfernt. Jeder richtete den Blick forschend auf den Andern, und die Waffen senkten sich gleichzeitig in die Schlußlage. Einen Moment lang sahen die Zeugen mit ängstlicher Spannung sie also verderblich sich gegenüber stehen, den Einen kalt, mit festem, sicherem Blick, den Andern blaß, mit loderndem Auge; – dann sprühten die Blitze zwischen ihnen, und Beide wankten getroffen zurück. Arthur hatte den Schuß in den Oberarm erhalten, von wo sich die Kugel, ohne einen Knochen zu verletzen, in den Rücken gedrängt hatte. Bei W. war die Kugel mitten durch die Brust gegangen.

Eine Stunde darauf lief die Nachricht von diesem Vorfall durch die ganze Stadt. Der jüngere W. war bereits auf dem Platze verschieden, der ältere starb noch in der folgenden Nacht in den Armen seines verzweifelnden Vaters. Gegen Arthur wurde eine Kriminaluntersuchung eingeleitet, deren Ergebnis war, daß er nach seiner vollständigen Genesung auf fünf Jahre nach der Festung kam.

In einem Verlauf von fünf Jahren ändert sich Vieles, und derjenige, welcher nach einem solchen Zeitraum, ohne Verbindungen unterhalten zu haben, in seine Heimath zurückkehrt, sucht Manches vergebens, was er einst blühend und hoffnungsvoll verlassen, und findet eben so viel Neues, dem er fremd ist.

Auch Arthur empfand die ganze Bitterkeit dieses Eindrucks, als er sich einsam und fremd nach fünf Jahren in seiner Heimathstadt wiederfand. Sein Vater war im Gefängniß gestorben. Sein und der Seinigen Schicksal hatte die geistige Kraft des sonst so starken Mannes gebrochen, und die Krankheit seiner Seele sowie der Aufenthalt in dem feuchten, dumpfigen Kerker auch den Nerv seines Lebens zernagt. Die Ärzte, die er ganz zuletzt erst erhalten, hatten aufs Eindringlichste freie Bewegung und Veränderung seines Aufenthalts verordnet, aber der Instruktions-Richter wollte davon nichts wissen. Als es den Bemühungen der Ärzte dennoch gelang, vom Obergericht den Befehl zu erwirken, daß der Gefangene in seinem eigenen Hause bewacht werden solle: mußte der Untersuchungs-Richter zwar der Weisung für den Augenblick Folge leisten, allein er sendete sogleich einen Bericht an das Ministerium, in Folge dessen der Direktor des Obergerichts aus *** versetzt wurde und der Gefangene wieder seinen Kerker beziehen mußte. Hier starb er bald darauf, ohne daß es in seiner Sache zu einem Urtheil gekommen wäre, und Arthur war eine Waise. Auch seinen Freund Eduard

fand er nicht mehr. Der blühende Jüngling war das Opfer eines hitzigen Nervenfiebers geworden, als er eben sein Staatsexamen in glänzender Auszeichnung bestanden hatte. Arthur fühlte sich einsam und unsäglich verlassen, und heimathlos in dem lebendigen veränderten Treiben dieser Todtenstadt seines Glücks; – aber in seinem Innern lebte noch Ein Gedanke mit ungebrochener Kraft, Ein Gedanke, der in der Zeit seiner langen Trübsal eher gestärkt worden war.

An einem der ersten Tage nach seiner Heimath besuchte er das Grab seiner Mutter. Die Dämmerung war hereingebrochen, als er auf den Kirchhof kam, und er hatte einige Zeit zu thun, bis er unter den vielen alten und neuen Gräbern das gesuchte fand. Lange, lange saß er hier auf dem Hügel, die Stunden verflogen ihm in seinen Träumen und Erinnerungen, ohne daß er es bemerkte. Endlich erhob er sich und pflückte eine wilde Blume; dann wollte er sich entfernen. Es war aber noch Jemand zugegen, augenscheinlich in ähnlichen Gefühlen, denn wenige Schritte weiter erhob sich jetzt von einem andern Hügel ebenfalls eine Gestalt. Beide hatten einander in ihren Trauergedanken nicht wahrgenommen, obwohl nur ein einziger Grabhügel sie trennte. Arthur bog um das Grab seiner Mutter, der Andere um den Hügel, an dem er gesessen, und so gewahrte jetzt Jeder in der Dunkelheit die fremde Gestalt. In diesem Augenblick trat plötzlich der Mond aus einer Wolke und beleuchtete ihre Gesichter, – Beide

führen vor einander zurück. Der zweite war der Polizeidirektor W.

Arthur betrachtete ihn mit einem lodernden Blick, der aus dem bleichen, abgewehrten Gesicht gespenstisch funkelte, und sein Herz pochte und kochte in gährender Aufregung.

»Mögest Du in der Sterbestunde einsam und verlassen, in der Angst des Wahnsinns verenden!« rief er mit gellendem Ton.

Der Polizeidirektor hatte ihn mit starrem entsetztem Ausdruck, als ob er ein Gespenst sehe, betrachtet. Seine Hand zeigte auf das eben verlassene Grab, während sein Auge wie gebannt auf das funkelnde Auge des Gegners schaute, und er stieß mit zitternder Stimme das Wort der Verzweiflung aus:

»Mörder!« –

Arthur lachte in gellendem, häßlichem Ton. Dann trat er einen Schritt auf ihn zu und murmelte düster in das verzerrte Gesicht des Mannes:

»Mein Vater und meine Mutter sind in Fluch und Elend gestorben, Du hast mich zur Waise gemacht! Dein Ende wird im Fluch der Menschen und im Elend der wahnsinnigen Verzweiflung sein!« –

Der Mann wich zurück, wie vor dem Hauch eines Pestkranken, und er stützte sich auf das Kreuz seines ältesten Sohnes.

»Noch hast Du zwei Kinder, noch wankst Du nicht wie ich als freudloses Gespenst durch das Leben, aber

–« fügte Arthur mit drohend erhobenem Arm hinzu, »wir sehen uns wieder, und Du wirst noch einsamer, noch verlassener sterben, als meine Mutter – verstehst Du, als meine Mutter – einsam, ganz einsam, verlassen in Deinem Fluch!« –

Mit diesen Worten strich Arthur an ihm vorüber, und der Mann sank bleich und entsetzt auf den Grabhügel seiner Kinder. Als er sich wieder erhob, war er allein, aber in seinen Ohren gellten die Worte: »Wir sehen uns wieder!« –

Der dritte Sohn des Polizeidirektors hatte während Arthurs Gefangenschaft seine Studien angetreten und vollendet, und stand als Praktikant beim Landgericht in ***. Er war überdies seit Kurzem mit einem lebenswürdigen Mädchen aus einer der angesehensten und reichsten Familien der Universitätsstadt verlobt, und arbeitete mit um so größerer Energie zu seinem letzten Examen.

Eines Tages kam Heinrich, so hieß der junge W., in einer ungewöhnlichen Stimmung zu Tisch. Er war zerstreut und nachdenkend, und antwortete mehrmals auf die Fragen seines Vaters in ganz verkehrter Weise. Als der letztere ihn darauf aufmerksam machte, nahm er sich zwar zusammen und sprach eine Zeitlang mit großer Lebendigkeit über gleichgültige Dinge, aber man konnte doch das Gewaltsame, Gezwungene seiner Weise wohl bemerken, und bald versank

er auch wieder in seine frühere Starrheit. Auf das eindringliche Befragen seines Vaters erzählte er denn, daß er am gestrigen Abend, als er seine Braut ins Theater geführt, im Gedränge mit dem jungen Arthur zusammengetroffen und von diesem im Beisein mehrerer Offiziere und jüngeren Beamten beleidigt worden sei. Die gesellschaftlichen Ansichten erwarteten in diesem Fall eine Ausgleichung durch Waffen, aber nach dem Vorfall mit seinen älteren Brüdern habe er nicht nur einen Abscheu vor jedem Duell, sondern es graue ihm namentlich auch vor Arthur, und er wisse nicht, was er thun solle.

Der Vater erschrak bei dieser Erzählung und verlangte mit besorgten, ängstlichen Worten seinem Sohn das Ehrenwort ab, daß er sich mit Arthur unter keiner Bedingung in ein Duell einlassen wolle. Heinrich suchte ihn über sein Benehmen zu beruhigen, aber der Vater bestand auf einem förmlichen Versprechen, und bewegt von der zitternden Besorgniß desselben gab Heinrich zuletzt das verlangte Ehrenwort.

Aber der Vater war dessenungeachtet noch nicht völlig beruhigt, und machte hinter dem Rücken des Sohnes von dem Vorfall Anzeige. In Folge dessen erhielt Heinrich von seinem Vorgesetzten die Verwarnung, sich von dem kontrahirten Duell zurückzuziehen oder seiner Entfernung vom Gericht entgegenzusehen. Arthur aber erhielt 8 Tage Gefängniß.

Heinrich war zwar mit diesem Verfahren seines Vaters, das er einen Mißbrauch des Vertrauens nannte, nicht einverstanden, aber er mußte doch die Veranlassung liebender Bekümmerniß entschuldigen und war eigentlich auch im Grunde froh, den unheimlichen Gegner los zu sein. Er besuchte mit ungetheilter Freude wieder seine Braut, und als ihn dieselbe mit zärtlicher Besorgniß um den Ausgang jenes Zusammentreffens im Theater befragte, sagte er, ihr die Hand drückend und doch halb verlegen:

»Es ist abgemacht!« –

Das junge Mädchen lächelte und küßte ihn in freudigerem Stolz. Sie hatte die Worte ihres Geliebten in anderer Weise aufgefaßt, und – in den Augen junger Mädchen erhält ja ein Mann durch das Ansehen der Tapferkeit höheren Reiz.

Aber sie wurde bald in ihren Träumen enttäuscht.

Nach einiger Zeit bemerkte sie, daß ihr Bräutigam von seinen Bekannten augenscheinlich gemieden wurde. Man wich ihm an allen öffentlichen Orten aus, grüßte ihn förmlich kalt oder auch gar nicht, es wurde gezischelt, wenn sie kamen, und sie selbst, früher die gesuchteste Tänzerin, blieb jetzt auf den Bällen sitzen. Sie suchte vergebens den Grund dieses Benehmens zu erforschen, endlich aber belehrte sie eine ihrer Freundinnen darüber.

»Dein Verlobter hat sich geweigert, sich zu schlagen, und den Forderer – angezeigt!« sagte ihr dieselbe. »Seine Freunde halten das für infam und haben beschlossen, nicht mehr mit ihm umzugehen.« –

Darunter mußte sie nun auch leiden! Sie fühlte sich doppelt verletzt, um ihrer selbst willen und um ihres Verlobten willen, um den sie sich ja so gern und lange beneidet gesehen hatte. Sie sagte ihm nichts davon, aber ihr Benehmen wurde allmählig kühler, und sie schlug es mehrmals aus, mit ihm öffentliche Orte zu besuchen.

Auch Heinrich litt unter diesen Verhältnissen entsetzlich. Er suchte sich vergebens bei seinen Bekannten zu rechtfertigen. Einige nahmen ihn kalt, andere gar nicht auf, die mildesten sagten:

»So etwas theilt man seinem Vater nicht mit, – wenigstens nicht ohne eine Absicht.« –

Als er sah, daß er auf diese Weise nichts ausrichtete, suchte er sein Ansehen gewaltsam wieder zu gewinnen. Er setzte sich an einem öffentlichen Ort zu mehreren, ihm früher befreundeten Offizieren, und als sich dieselben sogleich erhoben und an einem andern Tische Platz nahmen, forderte er sie sämmtlich. Diese aber verweigerten ihm die Satisfaktion: »weil sie sich keiner Denunciation aussetzen wollten.« – Heinrich sah sich, ausgestoßen von aller Gesellschaft, in

der peinlichsten Lage und machte nunmehr seinem Vater die bitterlichsten Vorwürfe. Der alte W., selbst bedrückt und besorgt durch den düsteren Unmuth seines Sohnes, suchte ihn mit schwachen Worten zu trösten, und kam, ohne ihm davon Mittheilung zu machen, um Heinrichs Versetzung zu einem andern Gericht ein. Dort, so dachte er, wisse man nichts davon, und mittlerweile werde in *** wohl Gras über die Geschichte wachsen, daß er später doch zurückkehren könne.

Aber es war bereits zu spät damit.

Heinrichs Braut hatte diesen Zustand auf die Länge nicht ertragen können. Sie liebte ihren Verlobten wohl, sie hatte selbst bei jenem Auftritt im Theater für ihn gezittert, und ihn am Abend besorgt gefragt: ob er sich doch nicht etwa schlagen wolle. Aber im Geheimen hatte sie doch gewünscht, daß er ihr eine siegreiche Probe seiner Tapferkeit geben möge. Sie hatte in der Universitätsstadt täglich von Duellen gehört, und Interesse an den benarbten, immer fröhlichen Studenten genommen: mußte ihr nicht die Handlungsweise ihres Verlobten wie ein Akt seltener, vereinzelter Feigheit erscheinen? Und wenn sie sich auch selbst darüber hinwegsetzte, welche Rolle spielte sie an der Seite dieses Mannes, der seine eigne Ehre nicht einmal zu wahren wußte? War sie nicht zugleich mit ihm geflohen und verstoßen von Allen?

Das Verhältniß wurde immer lockerer, bis sie es zuletzt ganz löste. Sie verließ ihn.

Dieser Schlag stürzte Heinrich vollends in die tiefste Verzweiflung. Verachtet von seinen Freunden, verstoßen aus der Gesellschaft, verlassen von seiner Geliebten, – was blieb da noch vom Leben? Mehrere Tage lang verschloß er sich in sein Zimmer und kämpfte mit düstern, verzweiflungsvollen Gedanken. In der Nacht vom dritten auf den vierten Tag nach Empfang des Scheidebriefs hallte ein Schuß in seinem Zimmer und schreckte die Hausbewohner aus dem Schlaf. Als sie seine Thür erbrachen, fanden sie ihn im Blut schwimmend. Er hatte sich eine Kugel durchs Herz geschossen.

Der Polizeidirektor W. war nach diesem neuen Unglücksfall in seiner Familie von einer heftigen Krankheit ergriffen worden, über deren Verlauf in der Stadt sehr seltsame Gerüchte umliefen. Daß er bei seiner Rekonvaleszenz um Entlassung von seinem Amte nachsuchte, diente gerade dazu, diesen Gerüchten noch einen besondern Halt zu leihen. Arthur war kurz nach dem Vorfall abgereist, Niemand wußte wohin. Da er wenige Bekannte besaß und sich auch von diesen Wenigen in der letzten Zeit ferner gehalten hatte, so kümmerte sich auch Keiner darum und bald war er vergessen.

Von seinen vier Kindern war dem Polizeidirektor W. jetzt nur eines, seine Tochter Charlotte geblieben, welche sich zur Zeit in einer rheinischen Pensionsanstalt befand. Als er wieder so weit hergestellt und auch auf

sein wiederholtes Verlangen aus dem Staatsdienst entlassen worden war, reiste er zuerst dorthin.

Er traf sein letztes Kind wohlbehalten und zur reifen blühenden Jungfrau entfaltet. Mit der ganzen heißen Liebe seines verwundeten Vaterherzens umschloß er das schlanke, schöne Mädchen, und während die Thränen des freudigen Wiedersehens mit denen einer schmerzlichen Erinnerung sich mischten, rief er in seinem bangen Sinn:

»Nein! diesen einzigen, letzten Trost kann Er mir nicht rauben wollen!« –

Er fühlte, wie er dies liebliche Wesen jetzt mehr liebe, als er je geliebt, aber immer tauchte dazwischen ein trüber, ängstlicher Gedanke auf. Er konnte diese häßliche Ahnung nicht los werden.

Nach nochmaliger Rücksprache mit den Vorstehern der Anstalt, die des Lobes über Charlotten voll waren, beschloß er nach dem Bade zu reisen, welches ihm die Ärzte verordnet hatten. Später, wenn die Saison vorüber war, wollte er zurückkehren und seine Tochter mit sich nehmen.

Als er in den Wagen stieg, war eben vor dem Gasthof eine große Menge Volks versammelt, welche der Einzug einer Truppe Kunstreiter in das Städtchen aus ihren Häusern gelockt hatte. Der Wagen mußte des Gedränges wegen noch einige Augenblicke halten, und der Reisende betrachtete mit neugieriger Theilnahme den bunten Zug. Vor allen lenkte ein junger Reiter die

Augen der Menge auf sich. Er tummelte sein Pferd mit ungewöhnlicher Grazie und Kraft, sein schlanker, wohlgebauter Körper schien mit dem schnaubenden Schimmel, den er fast ohne Zügel beherrschte, in Eins verwachsen zu sein, und sein glänzendes schwarzes Auge überflog stolz die bewundernde Menge. Auch der Reisende schien aus seinem Wagen die männliche Schönheit des Reiterjünglings mit sichtlichem Wohlgefallen zu betrachten.

Plötzlich aber fuhr er zurück.

Es war ihm, als habe er unter der Volksmenge zwei funkelnde Augen auf sich gerichtet gesehen, einen Blick, der ihm grauenvoll in ewiger Erinnerung stand. Als er aber wieder hinsah, bemerkte er nur einige Weiber, welche dem eben um die Ecke biegenden Zug noch nachblickten.

»Es ist Nichts!« sagte er bei sich. »Wie sollte Er auch hieherkommen? Es war ein Traum meines unruhigen Herzens!« –

In diesem Augenblick zogen auch die Pferde an, und der Wagen rollte fort.

In einem kleinen Provinzialstädtchen ist die Ankunft einer Reitertruppe wohl geeignet, das ganze Interesse des Publikums in Anspruch zu nehmen. Gewiß war dies wenigstens in A. der Fall, und in den ersten Tagen hörte man an allen Orten von keinem andern Gegenstande mehr sprechen. Namentlich aber gab der junge

Reiter, der schon beim Einzug Aller Augen so gefesselt hatte, die meiste Veranlassung zu schwärmerischer Theilnahme.

Auch die Pensionsanstalt, in der Charlotte sich befand, sah sich durch das allgemeine Interesse bald genöthigt, ihre Zöglinge jene Vorstellungen besuchen zu lassen. Das schöne, junge Mädchen hatte längst in dem Städtchen die Aufmerksamkeit der jungen Leute erregt, und wenn sie sich an öffentlichen Orten zeigte, so war man gewohnt, die Blicke und Lorgnetten vorzugsweise nach ihr gerichtet zu sehen. Aber sie schien das nie zu bemerken, und auch diesmal war sie einzig mit der Vorstellung beschäftigt.

Als der junge Aurelio, wie der Kunstreiter genannt wurde, den Circus betrat, begrüßte ihn der laute Beifall als das beste Mitglied der Gesellschaft. Charlotte betrachtete den schönen kräftigen Jüngling mit stiller Theilnahme, ihre Augen folgten ihm in erhöhter Bewunderung, als er so leicht, so keck auf seinem prächtigen Schimmel stehend dahinflog, und ihr Herz schlug höher in ängstlicher Spannung, wenn er seine verwegene Kunst in tollkühnem Stolz auf eine allzugefährliche Probe zu stellen schien. Auch Aurelio schien bald in dem Kreis der Zuschauer die schönste Blume herausgefunden zu haben. Sein schwarzes, glänzendes Auge haftete zuweilen brennend auf dem lieblichen Gesicht des Mädchens, und sein Pferd hielt wie zufällig fast immer in der Gegend, wo sie saß. Er ritt an diesem Abend

noch ausgezeichnet, als zuvor, und erntete den reichlichsten Beifall, der fast nicht enden wollte. Charlotte hatte kein Zeichen der Befriedigung gegeben, doch verbeugte er sich zuerst nach ihrer Gegend hin und sie bemerkte wohl, wie sein Auge unter den dunklen Locken groß und leuchtend auf sie gerichtet war.

Bei der folgenden Vorstellung der Truppe war sie nicht zugegen, aber zum Besuch der zweiten hatte sie die Erlaubniß der Vorsteher zu erhalten gewußt. Als Aurelio vortrat, überflog sein Auge die Versammlung, als ob er etwas suche, dann, als seine Augen denen Charlottens begegneten, verbeugte er sich noch einmal wie zum Dank. Mit einem raschen Sprung stand er auf seinem Pferd. Seine Augen sprühten von glühender Lust, immer gewaltiger trieb er sein Pferd mit Zurufen an, und der Triumph seiner Kunst erreichte heute seinen Gipfel. So verwegen und doch so schön und so gewandt hatte man ihn noch nicht reiten sehen. Es war als ob ein inneres Glück ihn zu den tollkühnsten Launen treibe. Auch sein Äußeres erschien heute schöner und glänzender als sonst. Ein reiches, geschmackvolles Kleid lag schwellend um den schlanken Wuchs der Hüften und die elastischen Tricots auf Armen und Beinen ließen das Spiel der kräftigen Muskeln erkennen. Der Hals war entblößt, die glänzenden Locken umschloß ein prächtiges Stirnband, das im Widerschein der Lichter sich tausendfach brach und blitzte. So stand er auf

seinem Pferde wie ein junger Siegesgott, die Siegesfreude lachte aus seinen blühenden Zügen und sein dunkles Auge leuchtete dahinter hervor wie der Stolz des Herrschers. Charlotte zitterte, wenn sie dies stolze Auge in den ihrigen brennen fühlte.

Bei einem der letzten Manövres stürzte Aurelio ganz in der Nähe Charlottens vom Pferde. Charlotten entfuhr ein leichter Schrei. Der Reiter aber hatte sich im Augenblick wieder erhoben, und schwang sich im vollen Lauf auf das Pferd. Die Luft erzitterte nun von Beifallsruf. Während er sich verbeugte, warf er einen Blick auf Charlotten, als er an ihr vorbeiritt, und legte die Hand aufs Herz, als ob er ihr für die Angst ihrer verrathenen Theilnahme danken wolle. Das Mädchen aber erröthete bis an die Schläfe.

Beim Hinausgehen aus dem Circus drängte sich ein Mensch zwischen ihr und den Begleitern hindurch, und drückte ihr leise die Hand. Charlotte glaubte den Bajazzo der Truppe erkannt zu haben. Zugleich fühlte sie, daß sie etwas in der Hand halte, – als sie hinsah, bemerkte sie ein zusammengefaltetes Papier darin. Ihr Herz schlug höher und erröthend und heimlich verbarg sie das Briefchen auf ihrem Busen.

Am folgenden Abend stand bei der Gartenmauer des Pensionats, welches außerhalb der Stadtthore gelegen war, ein Mann an den Nacken seines Pferdes gelehnt, und sprach mit einem Mädchen, welches aus dem Garten über die Mauer blickte.

Diese Zusammenkünfte dauerten fort, still und heimlich, Abend für Abend. Es wußte aber außer den Beiden noch Einer davon.

Der Kunstreiter war in der Stadt mit einem jungen Mann bekannt geworden, von dem er eigentlich nicht wußte, was er war, woher er war, oder was er wolle; ja er wußte eigentlich gar nicht einmal, wie er mit ihm bekannt geworden, viel weniger, wie derselbe hinter sein und Charlottens Geheimniß gekommen sei. Der neue Freund Aurelio's war ein bleicher junger Mann, von leidendem Aussehen und stillem Wesen. Er mochte wohl jünger sein, als sein Äußeres schließen ließ, aber Leiden und harte Erfahrungen hatten ihn, wie er selbst sagte, früh mürbe gemacht. Er hatte sich an Aurelio so angeschlossen, wie das in gewissen Jahren zu geschehen pflegt, und der Kunstreiter nahm die Zuneigung des Fremden ebenso, oder wie einen Tribut auf. Der Fremde hatte ihn bald auch auf seinem abendlichen Gange begleitet, und stand während des Zusammenseins der beiden Verliebten auf Wache. Allmählig hatten Aurelio und der Fremde ausführlicher und ernster über dies Verhältniß gesprochen. Als nach einem solchen Gespräch der Fremde gesagt hatte: »Ein Mann wie Sie findet überall seine Stellung«, und Aurelio darauf erwiderte: »Ja, aber wie soll ich von hier dahin kommen?« sagte der Erstere, daß er zu jederzeit Pässe verschaffen könne, und fügte dann hinzu:

»Übrigens wäre es dann hohe Zeit, denn wer weiß, wenn der Alte uns über den Hals kommt!« –

Eines Abends standen die beiden Liebenden wieder an der Gartenmauer und Aurelio mußte von Scheiden gesprochen und dem Mädchen Vorwürfe gemacht haben, denn als der Mond eben aufging, beleuchtete er ihr thränenfeuchtes Antlitz. Darauf hatte sie angefangen, von seinem Pferde zu sprechen. Aurelio klopfte dem schönen Thiere den Hals und sagte, daß es ganz sanft sei: ob sie nicht einmal versuchen wolle darauf zu reiten?

Das Mädchen zögerte einen Augenblick, stieg aber dann vollends über die Mauer. Aurelio hob sie auf's Pferd, und führte dasselbe im langsamen Schritt umher.

Ganz am Ende der Mauer hatte der Fremde wieder Wache gestanden. Als er das Mädchen jetzt auf dem Pferde des Kunstreiters sitzen sah, verließ er seinen Posten, ging nach der entgegengesetzten Seite der Mauer und horchte an der Hausthür des Pensionats. Der Hausmann öffnete, und der Fremde erzählte ihm etwas, worüber der Mann sehr erschrock und sogleich die Treppe hinauf zu den Vorstehern lief.

Das Mädchen ritt unter den Bäumen an der Gartenmauer noch auf und ab, als plötzlich die Hinterthür des Pensionatgebäudes aufgerissen wurde und mehrere Leute in den Garten stürzten. Das Mädchen faßte angstvoll den Arm ihres Geliebten, und flüsterte ihm

etwas zu, indem sie über die Mauer zeigte. Der Kunstreiter schwang sich hinter ihr in den Sattel und ritt rasch und leise um die Mauer nach dem Haupteingang des Gebäudes. Hier traten eben der Hausmann und mehrere andere Leute in lautem Gespräch aus der Thür, und Charlotte hörte ihren Namen in den Reden derselben nennen. Sie stieß einen leisen Schrei aus und schmiegte sich fest an Aurelio an. Das volle verrätherische Mondlicht fiel auf die Gestalt des Reiters und der ihn umschlingenden Geliebten, und die Leute fuhren überrascht zurück. Aurelio beugte sich mit einem heißen Kuß über das Mädchen, und gab seinem Pferde einen Druck in die Seiten. —

— Ob es auch *ihr* Wille war? Und wäre sie wirklich noch nicht dazu entschlossen gewesen, so konnte sie doch jetzt nicht mehr zurück, nachdem man sie so überrascht hatte. —

Das Pferd des Kunstreiters jagte mit den Beiden in rasender Eile von dannen, und in wenigen Augenblicken war auch der letzte Hufschlag des edlen Thieres in der stillen Nacht verhallt.

Der Polizeidirektor W. gebrauchte noch das Bad. Das Äußere dieses Mannes war durch seine letzten Schicksale furchtbar zerfallen, und er glich dem unheimlichen Geisterbild eines gequälten Gewissens. Das starre, glanzlose Auge mit seinem ausdruckslosen Glasblick lag tiefer in den Höhlen, die Falten um den Mund,

die auf einen Roué oder Spieler hätten schließen lassen können, hatten sich breiter gefurcht, und die Farbe seines Gesichts war fast bleiern geworden. Dennoch glaubte er zu fühlen, daß das Bad seiner Gesundheit wohl thue. Es war aber nur eine geistige Ruhe, die Ruhe einer glücklichen Hoffnung, die ihn aufrichtete, und keineswegs das Bad. Es war die Hoffnung auf das Glück, nun bald seine Tochter an seiner Seite haben zu können.

An einem Nachmittag saß der Polizeidirektor allein noch an der Wirthstafel, als der Kellner ihm meldete, daß ein Mann draußen sei, der ihn sprechen wolle. Da Niemand weiter in dem Speisesaal saß, so befahl der Polizeidirektor den Fremden hereinzuführen. Der Kellner rief nun den Wartenden herbei und begann dann die Speisetische abzudecken.

Der Fremde, der jetzt eintrat, trug einen großen Reitermantel, dessen Kragen in die Höhe geschlagen war, die Haare hingen ihm verwirrt über das Gesicht, und sein bespritzter, unordentlicher Anzug deutete darauf, daß er eine lange, anhaltende Reise gemacht. Der Polizeidirektor betrachtete ihn unruhig und sagte, als der Fremde schweigend einige Schritte von ihm stehen blieb:

»Wer seid Ihr? Was wollt Ihr von mir?« –

»Ich bin ein alter Bekannter, Herr Direktor, der jetzt seine Schuld abtragen will!« – sagte der Andere mit schneidender, kranker Stimme, indem er den Kragen

zurückschlug. Ich komme Ihnen nur zu sagen, daß Sie jetzt kein Kind mehr haben, daß Sie allein sind, ganz allein!« –

Bei dem Ton dieser Stimme, obwohl sie entstellt wie in der nahen Auflösung eines Auszehrenden klang, war der Polizeidirektor entsetzt zurückgewichen; als er aber jetzt das bleiche, todesmatte Gesicht Arthurs erblickte und seine Worte vernahm, stürzte er in rasender Wildheit auf ihn los und schrie, indem er ihn fest erfaßte:

»Mörder! Mörder! Zu Hülfe!« –

Die Kellner sprangen herzu und konnten nur mit Mühe den Fremden von dem wüthenden Griff seines Gegners befreien. Dann brach der kinderlose Mann mit einem Schrei zusammen.

»Er ist verrückt!« – sagte Arthur, ebenfalls auf einen Stuhl sinkend, zu den verwunderten Dienern. »Hebt ihn auf, und schafft ihn auf sein Zimmer!« –

Seine Worte waren prophetisch. Als der Polizeirath erwachte, war das Licht der Vernunft für immer in ihm erloschen. Er starb erst nach langen Leiden im Irrenhaus zu ***, und sein trauriger Zustand wurde durch die gräßlichsten Visionen und Beängstigungen noch furchtbarer gemacht. Er sah fortwährend gespenstische Schaaren von Gefangenen und Todten, die ihn und seine Kinder verfolgten; er kämpfte stundenlang in wüthendster Aufregung gegen die leere Luft, bis er endlich erschöpft niedersank, und oft in stiller Nacht

fuhren die übrigen Irren zitternd vor seinem gellenden, durchdringenden Angstschrei in ihren Zellen empor. Der Tod erlöste ihn zuletzt von seinen Leiden.

Arthur starb schon nach Verlauf einiger Monate und wurde neben seiner Mutter begraben.

Von den beiden Entflohenen hat man nie wieder gehört; sie sind in der Fremde »gestorben, verdorben.« Nur ein dunkles Gerücht wurde einst dahin laut, daß Aurelio Charlotten in Frankreich, wohin sich beide gewendet, verlassen habe; Charlotte habe sich nun eine Zeitlang kümmerlich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren gesucht, dann aber, als es ihr immer schlechter gegangen, sei auch sie dem ewigen Fluch der Armuth zum Opfer gefallen und zuletzt in einer Strafanstalt gestorben.

Das war das Ende.